

Helmut Sakowski

Katja Henkelpott und die Schlangenkönigin



Thienemann

Helmut Sakowski
Katja Henkelpott
und die Schlangenkönigin

Mit Bildern von
Erhard Dietl

Thienemann

Helmut Sakowski, 1924 in Jüterbog geboren, absolvierte eine Fachschule für Forstwirtschaft. Nachdem er jedoch begonnen hatte zu schreiben, hängte er die Försterei an den Nagel. Er erzielte große Erfolge mit seinen Bühnenstücken, Hörspielen und Drehbüchern, wurde aber auch bekannt durch Romane und Kurzgeschichten.

Bereits bei Thienemann erschienen:

Aber der Mond gehört mir

Katja Henkelpott

Wie brate ich eine Maus

Prinzessin wir machen die Fliege

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

Sakowski, Helmut:

Katja Henkelpott und die Schlangenkönigin/ Helmut Sakowski. — Stuttgart;

Wien: Thienemann, 1995

ISBN 3 522 16897 6

Gesamtausstattung: Erhard Dietl

Schrift: Sabon

Satz: KCS GmbH in Buchholz/Hamburg

Reproduktionen: Rothfuss + Lauer in Ludwigsburg

und Reproteam Siefert in Ulm

Druck und Bindung: Friedrich Pustet in Regensburg

© 1995 by K. Thienemanns Verlag in Stuttgart — Wien

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

5 4 3 2 1 95 96 97 97

Wenn man alt wird

Wer mich liebhat, nennt mich Katja Henkelpott. In Wahrheit heiße ich mit Nachnamen Habenicht und wohne in Rostock. Das ist eine Stadt mit vielen alten Türmen. Sie liegt in den neuen Bundesländern und ist ganz nahe ans Wasser gebaut. Aber das habe ich, glaube ich, schon erzählt.

Inzwischen bin ich sechs Jahre alt und komme demnächst in die Schule. Ich kmme mir immer noch zwei Pferdeschwnze. Der eine biegt sich über dem rechten Ohr, der andere über dem linken. Das sieht aus, als ob mein Kopf zwei Henkel zum Anfassen hätte.

Mein Vater sagt, ich wäre eine kleine Persönlichkeit. Das stimmt. Wenn ich mich ausstrecke, bin ich beinahe so groß, wie der Boden der Badewanne lang ist, und ich brauch nur den Mund aufzuklappen, dann kann jeder meine Zahnlücken sehen. Sie entstehen, sobald sich ein Mensch entwickelt. Als ich kleiner war, hatte ich Vorderzähne, so lang wie die von einem Karnickel. Manchmal zog ich den Mund breit, als ob ich knurren wollte, dann schoben sie sich auf die Unterlippe. Damit konnte ich sogar große Jungen erschrecken. Seit mir die schönen Zähne ausgefallen sind, zuckt niemand mehr vor mir zusammen. Zum Knurren braucht man das ganze Gebiß.

Dann wackelten auch noch unten die Eckzähne. Weil ich keinen Bi mehr hatte, konnte ich mein Brötchen nur noch mmmeln, und manchmal kamen mir die Tränen, weil es so traurig ist, daß alles nicht mehr so richtig funktioniert, wenn man alt wird.

Meine Mutter nahm mich in die Arme. Sie wiegte und tröstete mich. Die Natur würde mir nagelneue Zähne schenken, und ich bräuchte wahrscheinlich nicht einmal bis Weihnachten zu warten. Das alte Milchgebiß ist eigentlich nur für Brei und Pudding vorgesehen, die neuen Zähne sind haltbarer. Es dauert eine ganze Weile, bis man sie wieder verliert. Inzwischen muß der Mensch etwas gespart haben, weil die Krankenkasse nicht so freundlich ist wie die Natur

und leider nicht für den ganzen Zahnersatz aufkommen will, sondern nur für den halben. Wenn sich die Großeltern nichts zurückgelegt haben, was sie vorholen können, müssen sie bald so herumlaufen wie ich, nämlich mit fünfzig oder sechzig Prozent im Gesicht. Das wäre ja furchtbar.

Als ich kaum noch was zu beißen hatte, weil die unteren Eckzähne wackelten, sagte meine Freundin Tina: »Die müssen raus!« Sie hatte ein Rezept, wie man Zähne ohne Zahnarzt ziehen kann. Das haben wir ausprobiert, als wir alleine in der Wohnung waren.

Tina fragte: »Hast du Mut?«

Ich sagte sehr tapfer: »Ja.«

Tina machte die Wohnzimmertür sperrangelweit auf und ließ sich einen langen Zwirnsfaden geben. Das eine Ende wickelte sie um die Türklinke, das andere verknotete sie an meinem Zahn, und zuerst hat der Zwirnsfaden einen Durchhänger bis auf die Auslegware gehabt. Dann wurde es spannend. Tina rief: »Bleib, wo du bist, und rühr dich nicht!« Ich gehorchte. Da hat Tina die Tür mit solcher Gewalt zugeschlagen, daß die Fensterscheiben klirrten, der Faden sich anspannte und mir den Zahn mit einem einzigen Ruck aus dem Kiefer riß. Er ist bis in die Schrankwand geflogen. Wir mußten lange suchen, bis wir ihn in einer Schale zwischen den Butterkeksen fanden. Diese erste Zahnoperation war so schön gruselig, daß wir gleich die zweite wagten. Diesmal sprang der Zahn in die Deckenlampe, wo er noch heute herumliegt. Als ich mich im Spiegel betrachtete, kam ich mir wie eine echte Hexe vor.

Später habe ich ausprobiert, ob ich auch auf andere Menschen einen Eindruck mache. Ich bin die Treppe hinuntergeschlichen, als Frau Rahmhase nach Hause kam. Viele Leute haben Angst vor ihr. Sie verwaltet uns für den neuen Hausbesitzer. Das ist ein Millionär, der noch nicht reich genug ist und deshalb die Miete heraufgesetzt hat. Meine Eltern haben mir eingeschärft, ich soll freundlich

und höflich zu Frau Rahmhase sein. Sie hatte ein tomatenrotes Gesicht, wahrscheinlich vom Treppensteigen. Ich bin ihr mutig entgegengetreten, habe einen Knicks gemacht, den Mund aufgerissen und mit sämtlichen Zahnlücken gelächelt. Da hat Frau Rahmhase die Tasche abgesetzt, sich dahin gefaßt, wo bei ihr das Herz sitzt, und »Großer Gott!« gesagt.

Die weiß jetzt, daß ich eine Hexe bin, und traut sich bestimmt nicht mehr, die Miete zu steigern, oder ich zeige ihr jeden Tag die Zähne, die ich nicht mehr habe.

Alleinstehendes Mittagskind

Obwohl ich mir schon lange ein Geschwisterchen wünsche, hat es bei meinen Eltern leider nicht gefunkt. Ich bin also immer noch ein alleinstehendes Kind, und weil ich demnächst in die Schule komme, brauche ich nicht mehr den ganzen Tag im Kindergarten zu bleiben. Viele Mädchen und Jungen sind deshalb neidisch auf mich. Wenn sie sich nach dem Essen hinlegen müssen, weil sie schlafen sollen, worauf sie keine Lust haben, hebe ich die Nase und rufe locker: »Tschü-üs!« Dann haue ich ab.

Ich bin nämlich nicht nur Mittagskind, ich bin auch ein Schlüsselkind und darf alleine nach Hause gehen. Wir wohnen gleich um die Ecke. Vor der Ecke ist ein kleiner Supermarkt, und davor steht eine Straßenlaterne.

Eines Tages, als ich meinen Beutel schlenkerte und nach Hause hüpfen wollte, sah ich, daß ein Hund an den Laternenpfahl gebunden war. Er blickte mich so vorwurfsvoll an, daß ich stehenblieb.

Ich grüßte höflich: »Hallo, Hund.«

Er legte den Kopf schief und winselte.

Da hockte ich mich nieder und fragte: »Darf ich dich streicheln?«

Ich glaube, er hat »Ja« genickt.

Der Hund war so groß wie ein Plüschtier, das man mit zwei Armen halten muß, und er hatte ein schönes Gesicht. Die rotblonde Zottelmähne hing ihm tief in die Stirn, der Schnurrbart reichte ihm bis über die Schnauze, und seine Augen waren so schwarz und so glänzend wie seine plattgedrückte Nase. Ich habe mich sofort in ihn verknallt.

Natürlich weiß ich, daß Hunde nicht sprechen können, deshalb habe ich gar nicht erst nach seinem Namen gefragt. Es kann aber sein, daß kluge Tiere jedes Wort verstehen und sogar lesen und rechnen können. Das hab ich mal im Zirkus gesehen.

Ich sagte: »Wahrscheinlich ist dein Frauchen oder dein Herrchen einkaufen gegangen. Nun mußt du warten. Damit

dir die Zeit nicht so lang wird, will ich dir Gesellschaft leisten. Ich bin nämlich ein Mittagskind, weil das etwas preiswerter ist. Manchmal bin ich genauso traurig wie du. Ich bin auch oft allein und muß warten, bis meine Eltern endlich von der Arbeit kommen.«

Der Hund spitzte aufmerksam die Ohren, weil es sehr interessant war, was ich ihm erzählte.



Ich sagte: »Rück doch ein Stück zur Seite, Hund. Ich möchte mich zu dir setzen.«

Er machte mir Platz, und dann winselte er, weil ich weiterreden sollte.

Ich stellte ihm meine Familie vor. »Weißt du, mein Vater hat sehr lange studieren müssen, bis er ein Doktor war und alles über den Schiffsmaschinenbau wußte. Aber in den neuen Ländern werden nur wenige Maschinen gebaut. Er ist entlassen worden. Gott sei Dank hat er eine ABM, eine Ar-beits-be-schaf-fungs-maß-nah-me.« Ich sagte das Wort Silbe für Silbe vor, weil es für einen Hund schwer zu verstehen ist. »Mein Vater hat früher mit dem Kopf gearbeitet, jetzt arbeitet er mit dem Körper. Er ist nämlich beim Straßenbau und darf sich bei heißem Wetter das Hemd ausziehen und seinen Rücken bräunen lassen. Meine Mutter kann sich das nicht leisten. Sie sitzt bei Aldi an der Kasse.«

Nach einer halben Stunde hatte ich mich ausgesprochen, und es war immer noch niemand gekommen, der den Hund vom Laternenpfahl losgebunden hätte. Ich kenne die Uhr, ich kann schon zählen, was die Stunde geschlagen hat. Halb drei. Ich mußte gehen, also streichelte ich das schöne Tier und sagte: »Tschü-üs!«

Der Hund war nicht einverstanden und machte einen solchen Aufriß, daß er beinahe die Leine zerfetzt hätte.

Ich sagte: »Es tut mir leid.« Und ging.

Aber so richtig leid hat er mir erst am nächsten Morgen getan, als mich mein Vater zum Kindergarten brachte. Der arme Hund war immer noch an dem Laternenpfahl festgebunden.

Ich jammerte.

Mein Vater sagte: »Wir müssen lernen, das Mitleid im Zaum zu halten. Mir hat auch kein Hund geholfen.«

Mittags, als ich nach Hause hüpfen wollte, war der Hund immer noch an die Laterne gefesselt. Vorsichtshalber hatte ich mir das Frühstücksbrot vom Munde abgespart und konnte ihn füttern.

Er fraß gierig. Dann kam es mir vor, als ob er durstig wäre. Er hechelte und ließ die Zunge aus der Schnauze

baumeln. Zum Glück hatte ich eine Mark in der Tasche, und zuerst wollte ich im Supermarkt eine Limo kaufen, dann ließ ich es sein. Ich weiß nicht, ob Hunde lieber Orange oder Zitrone mögen.

Und dann hatte ich eine gute Idee. Ich knüpperte so lange an der Leine, bis der Knoten gelöst war. Obwohl ich kein Wort sagte, verstand mich das kluge Tier. Es hüpfte begeistert auf und ab und küßte meine Hände. Wenn ich noch einmal höre, daß jemand zu einem anderen sagt: Du dummer Hund!, dem zeige ich die Zähne, die ich nicht mehr habe, weil dieses blöde Wort gelogen ist.

Der Hund und ich sind so lange herumgelaufen, bis wir eine saubere Pfütze gefunden haben, an der das Tier seinen Durst stillen konnte. Und dann ist es passiert. Als ich nach dem Spaziergang meinen Freund wieder an die Laterne binden wollte, zitterten mir auf einmal die Hände, weil ich die Gemeinheit nicht fertigbrachte. Die Leine fiel mir aus den Fingern.

Zottel vom Laternenpfahl

Ich sagte das schöne Wort, das ich mal in einem Fernsehfilm gehört hatte: »Ich schenke dir die Freiheit!«

Der Hund lief nicht davon, sondern setzte sich auf die Hinterbeine, hielt den Zottelkopf schief und blickte mich aus seinen feuchten Knopfaugen bettelnd an. Er wollte die Freiheit nicht haben, oder er konnte nichts damit anfangen. Wahrscheinlich wußte er nicht, wohin. Dabei braucht ein Hund keine Kieselsteine auszustreuen wie Hansel und Gretel, er braucht nur der Nase nach zu gehen, um seine Wohnung zu finden. Warum nahm er die Spur nicht auf?

Ich dachte, vielleicht hat er Angst. Es kann ja sein, er stößt mit der Nase auf das richtige Haus, klopft an oder bellt. Ein Mensch steckt seinen Kopf durch den Türspalt und brüllt: »Da bist du ja schon wieder, du blöder Hund! Ich will dich nicht mehr haben. Hau ab!«

Ich sagte: »Hör zu, Hund.«

Er knurrte ein bißchen. Vielleicht gefiel ihm nicht, daß ich ihn mit Hund anredete. Meine Mutter hat mir erklärt, daß man einen Menschen auf keinen Fall mit Mensch ansprechen darf. Hör zu, Mensch, oder so. Das wäre beinahe ein Schimpfwort. Bestimmt ist es höflicher, auch ein Tier beim Namen zu nennen. Aber wie sollte ich den erfahren?

Beim Menschen ist das einfach. Er hat einen Ausweis, damit man herauskriegt, wie er heißt und wo er wohnt, wenn er aus Versehen mal ein Auto angeschrammt hat. Der Hund braucht eine Hundemarke, damit die Polizei weiß, wo er hingehört. Mein Hund hatte keine Marke. Keine Wohnung haben und keinen richtigen Namen, ich glaube, das heißt illegal. Vielleicht war der Hund aus Polen und heimlich über die Oder geschwommen, was nicht erlaubt ist, weil die Oder nicht die Elbe ist, sondern eine Ostgrenze.

ich sagte: »Ich werde dir einen guten deutschen Namen geben. Du heißt Zottel.«

Er hat mit den Schultern gezuckt.

Ich faßte nach seiner Leine und sagte: »Zottel, wir werden ein bißchen Spazierengehen, damit ich Zeit habe, über Frau Rahmhase nachzudenken. Sie ist die Hausverwalterin und strenger als die Polizei. Sie regt sich auf, wenn ich bei uns im Flur mit dem Springseil hüpfе, weil dann in ihrer Wohnung die Kronleuchter klirren. Ich weiß, du brauchst eine Wohnung, aber in unserem Haus stehen Hunde nicht im Mietvertrag.«

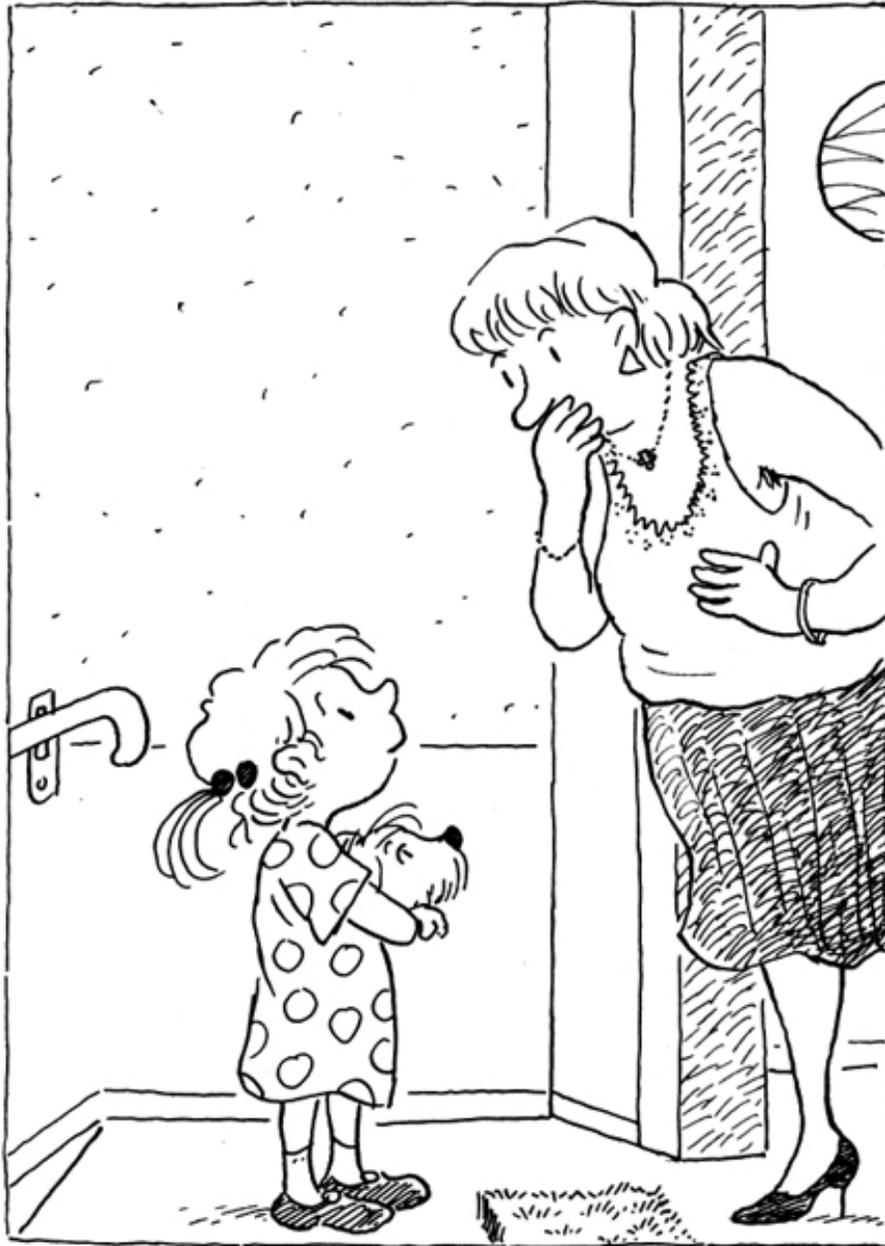
Ich dachte, am besten bitte ich meine Eltern um Rat. Vielleicht gibt mir mein Vater das Geld für eine Anzeige in der Ostseezeitung: »Wer hat seinen Zottelhund am Laternenpfahl vergessen? Abzuholen bei Katja Henkelpott in Rostock-Reutershagen.«

Kann sein, der Hund darf bei uns übernachten, bis sich der Besitzer gemeldet hat. Aber bestimmt wird meine Mutter sagen: »Haben wir nicht schon genügend Ärger mit Frau Rahmhase?«

Ich habe einfach mal bei der Hausverwalterin geklingelt. Ich hörte klapp, klapp, die Schritte im Flur und wie sich der Schlüssel im Schloß herumdrehte. Die Tür öffnete sich. Ich habe aus jedem Auge eine Träne gequetscht und einen Knicks gemacht, so tief wie vor einer Königin.

Frau Rahmhase sprach von oben herunter ein einziges Wort: »Bitte?«

Ich deutete stumm auf Zottel und war glücklich, als ich merkte, daß mir die Tränen endlich richtig kullerten. Das schöne Tier legte seinen Kopf erst auf die rechte Schulter, dann nach links, um Frau Rahmhase verführerisch anzublicken.



Sie sagte: »Ach Göttchen.«

Da schluckte ich rasch meine Tränen in den Hals, erzählte die traurige Geschichte und fragte, ob der Hund vorübergehend bei uns übernachten könnte. Meine Eltern hätten Angst vor ihr und trauten sich nicht zu fragen.

Frau Rahmhase sagte empört: »Ich bin doch kein Unmensch.«

Ich wollte der Frau eine Freude machen, und weil mir nichts anderes einfiel, sagte ich: »Sie sind eine liebe Schnurrkatze.«

Da hat mir Frau Rahmhase mit dem Finger gedroht. »Sei bitte nicht albern, Katja Henkelpott.«

Aber mir war, als sträubten sich vor Wonne die kleinen, schwarzen Haare auf ihrer Oberlippe, und ich hörte sie so zufrieden schnurren, als hätte ich sie gestreichelt.

Frau Rahmhases Stöckelschuhe

Frau Rahmhase hatte ich rasch herumgekriegt, mit meinen Eltern war es nicht so leicht.

Mein Vater sah mich strafend an und fragte: »Wo soll der Hund schlafen? Wie soll man ihn ernähren?«

Ich habe es ihm erklärt.

Wahrscheinlich bleibe ich in dieser Familie ein alleinstehendes Kind. Mein Babykörbchen steht auf dem Boden, mit rot karierten Rüschen geschmückt und gut gepolstert. Das ist ein prima Hundebett. Und wenn wir alle ein bißchen weniger essen, kann Zottel an unserem Tisch satt werden. Natürlich braucht er einen eigenen Teller, am besten wäre ein Napf. Den müssen wir nicht kaufen, weil ich ein gut erzogenes Mädchen bin und den Kindernachttopf schon lange nicht mehr benutze. Er müßte nur mal durch die Spülmaschine. Außerdem ist Zottel eine Erleichterung. Keines von meinen beiden Elternteilen muß mich zum Kindergarten begleiten. Ich werde von einem Hund geführt, hin und zurück. Wer tagelang an einen Laternenpfahl gebunden war, wartet gern einmal ein paar Stunden vor dem Kindergarten. Vielleicht läßt unsere Erzieherin Zottel als lebendiges Spielzeug sogar ins Haus.

Mein Vater sagte: »Nein.«

Meine Mutter fragte: »Hast du nicht behauptet, Katja Henkelpott wäre eine kleine Persönlichkeit?«

Mein Vater sagte: »Deshalb muß sie nicht ständig ihren Dickkopf durchsetzen wollen.«

Meine Mutter fragte: »Von wem hat sie das?«

»Von mir nicht«, sagte mein Vater.

Meine Mutter meinte: »Aber Tierliebe hat sie von dir, und das ist keine schlechte Eigenschaft.«

Ich jammerte: »Warum kannst du Zottel nicht leiden?«

Mein Vater rief: »Eine Stadtwohnung ist kein Bauernhof. Nächstens wirst du mit einem Schaf ankommen, das sich in den Straßen verlaufen hat.«

Meine Mutter sagte: »Ein Schaf würde ich nicht in die Wohnung lassen. Aber mit dem Hund könnten wir es versuchen, bis wir wissen, wohin er gehört.«

Zottel durfte also bleiben, weil ich die Erlaubnis von Frau Rahmhase hatte und weil ich meine Mutter überzeugen konnte. Ich zog sie zu mir herunter, damit ich sie besser küssen konnte.

Und bald hatte Zottel auch meinen Vater herumgekriegt. Vielleicht stammte das Tier aus dem Zirkus. Es konnte zwar nicht im Kopfstand auf zwei Beinen tanzen, hatte aber ein anderes Kunststück drauf.

Sobald mein Vater von der Arbeit gekommen war und sich müde auf einen Stuhl fallen ließ, um die schweren Schuhe auszuziehen, nahm Zottel erst den einen Stiefel in die Schnauze, dann den anderen, zottelte damit zum Schuhregal und tauschte sie gegen die Hauslatschen ein. Die legte er meinem Vater vor die Füße, damit er es bequem haben sollte. Mein Vater lobte ihn: »Braver Hund.« Er sagte: »So ähnlich machen es gut abgerichtete Jagdhunde. Sie tragen dem Jäger die erlegte Beute zu, einen Hasen, eine Ente, eine Schnepfe oder so. Man nennt das apportieren.«

Neulich trafen Zottel und ich Frau Rahmhase im Flur. Sie kam vom Einkaufen, trug einen tomatenroten Mantel, hatte ein tomatenrotes Gesicht und schleppte eine Einkaufstasche. Frau Rahmhase ist eine ziemlich dicke Dame mit ziemlich dünnen Beinen.

Ihre Schuhe waren auch tomatenrot, hatten hohe Absätze, so dünn wie Streichhölzer, und ich wunderte mich, daß sie unter dem Gewicht nicht zusammenbrachen.

Sie stöckelte treppauf, kam gerade noch bis vor die Wohnungstür, dann konnte sie nicht mehr, streifte die unbequemen Schuhe von den Füßen und stand in Socken da. Ich freue mich auch immer, wenn ich im Kindergarten nach dem Stelzenlaufen wieder auf die Erde kann.

Als Frau Rahmhase die Tür geöffnet hatte, apportierte Zottel die Stöckelschuhe und trug sie zum Regal. Frau

Rahmhase war begeistert. Ohne Schuhe sah sie so gemütlich aus wie eine Reinemachfrau.

Aber dann sagte sie: »Katja Henkelpott, wir haben ein Problem. Es hat sich im Haus herumgesprochen, daß ich für Zottel eine Aufenthaltsgenehmigung erteilt habe. Nun wollen alle Mieter Hunde und Katzen in ihren Wohnungen beherbergen, vielleicht sogar Riesenschlangen. Ich muß es mit jedem gleich halten und dir also kündigen. Sieh zu, daß du in vierzehn Tagen für den Hund eine neue Bleibe gefunden hast.«

Ich zeigte erst einmal meine furchtbaren Zahnlücken und wollte diskutieren.

Frau Rahmhase sagte: »Bitte, schließ den Mund.«

Ich habe gar nicht erst versucht, eine Träne aus dem Auge zu quetschen, aber oben in unserer Wohnung habe ich so lange geheult, bis meine Eltern eine Lösung wußten.

Es ist ja ganz leicht. Immer, wenn wir in der Klemme sitzen, muß die Oma helfen.

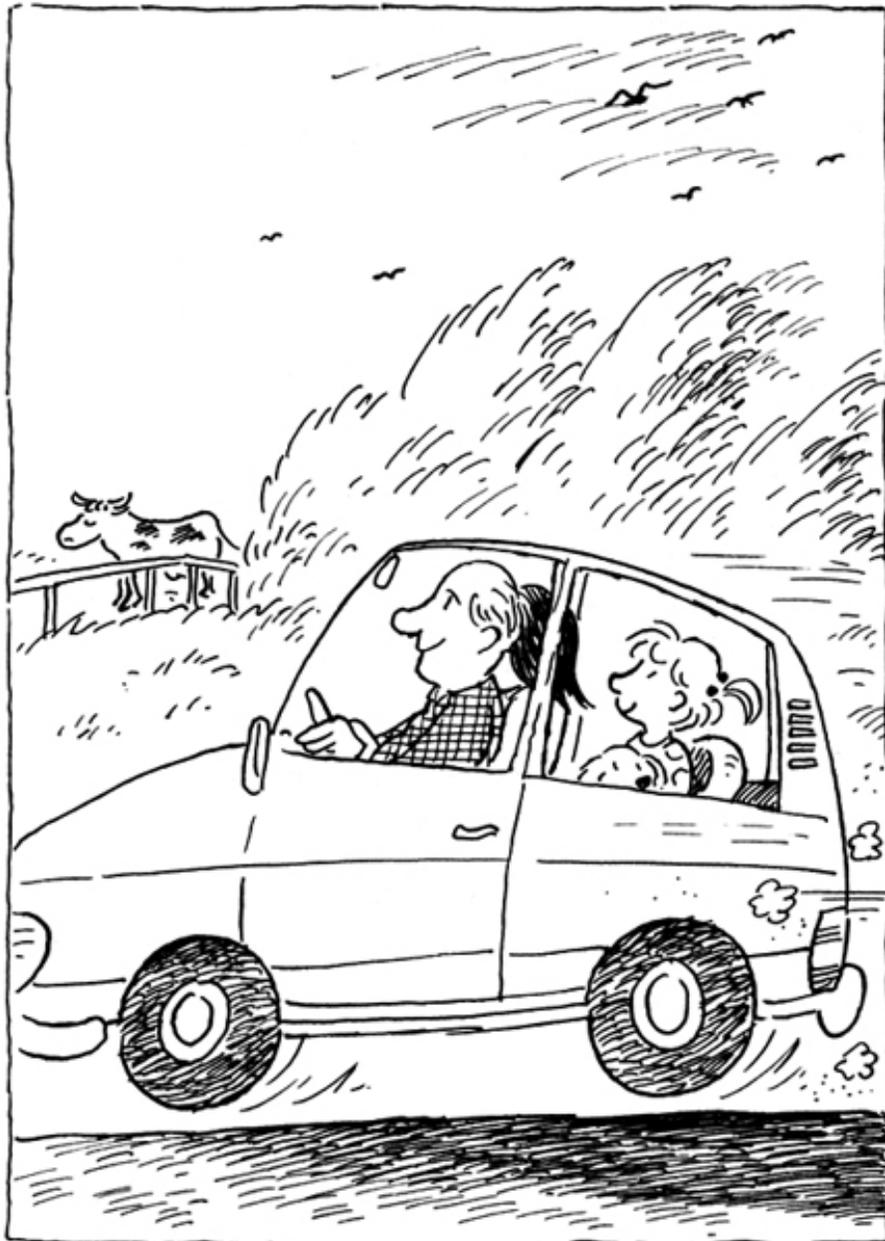
Kampf der Giganten auf der Autobahn

Meine Großmutter Habenicht wohnt in Pälitzhof, das ist ein kleines Dorf in Mecklenburg, wo es sehr alte Häuser und sehr alte Bäume gibt und einen großen See. Aber das habe ich, glaube ich, schon erzählt.

Mein Vater fuhr uns in seinem neuen Wagen hin. Das ist ein kleiner Japaner, auch nicht größer als ein Trabbi. Der Platz reichte gerade für eine dünne Familie mit Hund. Ich wurde auf dem Kindersitz festgeschnallt und mußte hinten sitzen. Von dort hatte ich den besten Überblick. Hundesitze gibt es leider nicht zu kaufen. Zottel lag mit dem Kopf auf meinem Schoß. Da hatte ich was zu streicheln und zu beschützen.

Während der Fahrt über die Autobahn gab es eine Menge zu sehen. Ich blickte auf die Rückseite meiner Eltern. Mein Vater kriegt eine Glatze, die schön glänzt, und Mutters Haare schimmern wie lackiertes Ebenholz. Ich glaube, Schneewittchen hat von hinten auch nicht besser ausgesehen. Wenn ich mich ein bißchen zur Seite schob, konnte ich die Augen meines Vaters im Rückspiegel sehen. Sie strahlten mich an, und weil ich meinen Vater mag, führte ich die Fingerspitzen an den Mund und warf ihm mehrere Küsse über seine Schulter nach vorn. Er hat vor Freude geschmatzt.

Viele große Autos zischten an uns vorüber. Die Fahrer wollten unbedingt schneller sein als wir. Wahrscheinlich bemerkten sie in der Eile gar nicht, daß die Waldesbäume grüne Blätter trugen und uns mit ihren Asten zuwinkten. Es war ja schon Mai, und auf den Wiesen blühte der Löwenzahn. Als ich mich duckte, um aus dem Fenster nach oben zu spähen, sah ich Kraniche mitten durch den blauen Himmel ziehen. Gern hätte ich ihre Trompetenstimmen gehört, aber bei hundertzwanzig auf der Autobahn macht auch ein kleines Auto solchen Lärm, daß man kein Wort versteht und keinen Vogelschrei, sondern bloß ein Rauschen hört.



Meine Mutter hatte den Kopf nach rückwärts gewendet, um mir was Wichtiges zu sagen. Sie machte den Mund auf und zu, aber es war so ähnlich wie im Fernsehen, wenn bei der blöden Werbung der Ton weggedreht wird. Man sieht nur, daß die Leute Faxen machen. Ich konnte nichts verstehen. Da stieß sie mit dem Zeigefinger gegen die Frontscheibe, und mein Vater mußte abbremesen, weil sich vor uns ein paar riesige Trucks ein Wettrennen lieferten. Einer wollte den anderen überholen, kam aber nur im

Schnecken tempo voran. Mein Vater fuhr so langsam, daß ich hören konnte, was er sagte: »Ein Kampf der Giganten.«

Unser kleiner Japaner folgte dem einen Riesen auf der Überholspur, aber das gefiel dem großen Mercedes hinter uns nicht. Er funkelte mit der Lichthupe und wollte meinen Vater zur Seite jagen. Ich verstehe nicht, daß die Kleinen immer den Großen Platz machen sollen, und sagte: »Papa, unser Wagen ist so niedrig, daß wir zwischen den Truckrädern hindurchfahren können.«

Aber er traute sich nicht, und die nachfolgenden Autos hupten und bedrängten uns weiter. Das fand ich gemein. Ich schnallte mich ab, kniete mich hin und glotzte aus dem Rückfenster. Der Mercedesfahrer war so dicht aufgefahren, daß ich dachte, er schiebt uns mit seiner Stoßstange vor sich her. Ich habe dem Fahrer meine furchtbaren Zahnlücken gezeigt und so stark gelächelt, daß er sich vor Schreck zurückfallen ließ.

Wir konnten in der Spur bleiben, und als der eine Laster den anderen endlich überholt hatte und wir ebenfalls, schwenkte mein Vater langsam nach rechts. Jetzt ließen wir die anderen vorbei.

Meine Mutter sagte zu meinem Vater: »Verstehst du, warum uns die feinen Leute in den vornehmen Wagen einen Vogel zeigen?«

Mein Vater zwinkerte mir im Rückspiegel zu.

Bei Röbel konnten wir endlich von der Autobahn hinunter. Die Alleenstraße war so schön, daß mein Vater ganz sachte in die Kurven ging. Es war beinahe so gut wie Achterbahn, als wir uns im Auto wiegten. Ich hatte gute Laune, und weil ich einen Spaß machen wollte, sang ich laut das komische Lied von einer Kassette:

*Mein Vater hat 'ne Glatze mit Geländer,
mein Vater ist ein ganz famoser Mann.*

Weil ich so schön sang, wollte Zottel auch singen und fing an zu winseln. Meinen Eltern gefiel es nicht, da waren wir aber schon in Pälitzhof und hielten vor Großmutter's Katen.

Eine Überraschung

Mein Vater hupte, meine Mutter stieg aus, meine Großmutter Habenicht trat vor die Tür und schlug die Hände zusammen.

»Das ist aber eine Überraschung.«

Ich schnallte mich ab, so rasch ich konnte. Mutter kippte die Rücklehne des Vordersitzes, damit ich mich herauswinden konnte. Ich flüsterte: »Kusch dich, Zottel. Die Überraschung bist du.«

Raus aus dem Auto, Tür zu.

Als ich sah, daß meine Oma den Kopf in den Nacken legte und die Arme ausbreitete, nahm ich Anlauf wie ein Hochspringer und schwebte ihr an den Hals.

»Da bist du ja wieder, Katja Henkelpott.« Großmutter drückte mich.

Ich mußte den Mund aufmachen, weil ich mich freuen wollte. Vielleicht hat es nicht schön ausgesehen. Die alte Frau stellte mich wieder auf die Füße, dann sagte sie tröstend: »Gottlob wachsen die Zähne wieder nach.«

Ein paar von ihnen hatte ich aufgehoben. Ich kramte sie aus der Anoraktasche und hielt sie meiner Oma auf der flachen Hand hin, wie eine Glücksfee, die ihre Lose zu verteilen hat. Wahrscheinlich dachte meine Großmutter, Menschenzähne wären so wertvoll wie Elfenbein. Sie fragte: »Das ist doch nicht dein Ernst?«

Ich machte freundliche Funkelaugen und sagte: »Du kannst dir einen Anhänger daraus machen lassen oder einen Ohrring.«

Sie wählte einen Schneidezahn und schob ihn in die Schürzentasche.

Nun konnte sie meine Eltern abschmatzen, und dann hatte Moritz seinen Auftritt. Er ist ein fuchsroter Kater und ziemlich frech. Als ich noch kleiner war, bin ich mit seiner Mutter, der Katze Baba, befreundet gewesen. Böse Menschen hatten sie aus ihrer Heimat vertrieben. Sie saß mitten im kalten Winter mit ihren Jungen frierend unterm

kahlen Fliederbusch. Solange die Mäuse rar waren, mußten Großmutter und ich die Milch mit ihnen teilen. Aber das habe ich, glaube ich, auch schon erzählt.

Als es Sommer wurde, kam ein rothaariger, dreibeiniger Kater in Pälitzhof vorbeigehumpelt. Er hatte kampfzerfetzte Ohren, und ihm fehlte bloß die schwarze Binde über dem blinden Auge, dann hätte er wie der Seeräuber kater aus dem Trickfilm ausgesehen. Dieses häßliche Dreibein kroch vor Baba auf dem Bauch. Sie hat sich mit ihm vermehrt und mehrere Kinder in verschiedenen Farben gekriegt. Gott sei Dank kamen alle mit vier gesunden Beinen auf die Welt. Meine Oma hat einen Anschlag im Center von Wesenberg machen müssen, bis alle Katzen eine Familie gefunden hatten.

Den roten Moritz hatte Großmutter behalten. Jetzt balancierte er wie ein Artist auf dem Hochseil über die zugespitzten Latten des Jägerzaunes. Ich hielt die Luft an, bis er elegant heruntersprang und sich verbeugte.

Er streckte die Vorderpfoten aus, neigte den Kopf auf die Erde und reckte das Hinterteil in die Höhe.

Ich sagte: »Hallo, Moritz, du bist ein Künstler.«

»Er ist ein Angeber«, sagte meine Oma. »Immer, wenn ich Besuch habe, drängt er sich in den Vordergrund.«

Jetzt drängelte sich Moritz mehr im Untergrund. Er rieb sich so heftig an unseren acht Beinen, daß wir ins Stolpern kamen und uns beinahe in die Arme gefallen wären.

»Bitte kommt ins Haus«, sagte meine Oma.

»Da ist noch was«, sagte mein Vater. »Katja Henkelpott, du wolltest der Großmutter erklären, daß im Auto eine Überraschung wartet.«

Ich sagte: »Kneif bitte die Augen zu, Omilein. Ich führe dich.«

Wahrscheinlich dachte sie, wir hätten den Polsterhocker mitgebracht, den ihr mein Vater versprochen hat, damit sie beim Fernsehen die Beine hochlegen kann, oder einen neuen Kaffeeautomaten. Ihr alter ist nämlich so verstopft, daß er beim Filtern wie ein Maschinengewehr knallt.

»Bitte nicht linsen.«

»Nein, nein.«

Ich öffnete die Autotür, dann sagte ich: »Jetzt!«

Zottel hatte sich in Positur gesetzt, er hielt den Kopf schief und guckte meine Oma aus bettelnden Knopfaugen an. Leider war sie nicht begeistert.

Sie sagte: »Jetzt bin ich also auf den Hund gekommen.«

Ich hab ihr erklärt, wie schlimm es ist, daß es so wenig Mietverträge für Hunde gibt.

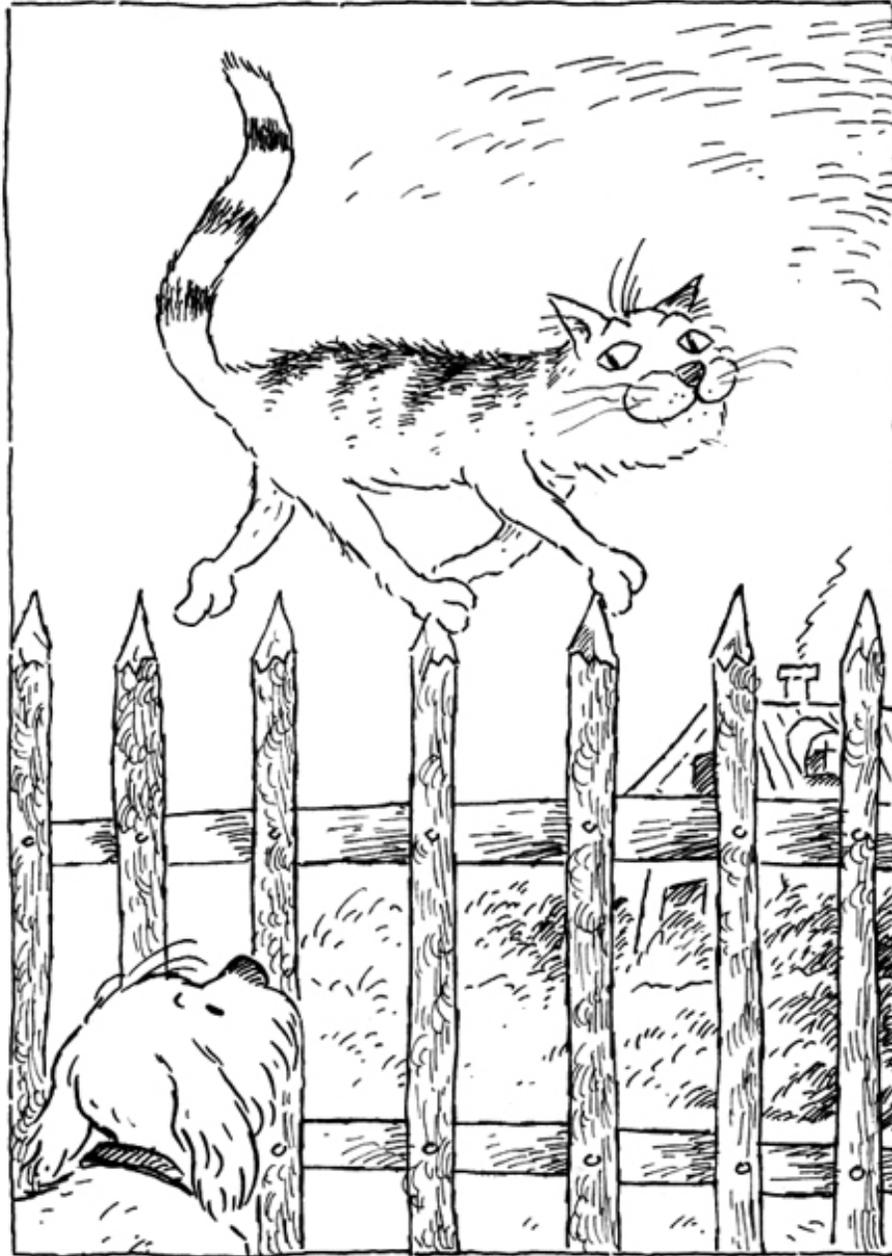
Ich bettelte: »Bitte, nimm ihn auf.«

Sie hat mit der Schulter gezuckt.

Zottel durfte aussteigen.

Als meine Oma der Gartenpforte zuschritt, stellte sich Moritz, der rote Kater, in der Tür auf, reckte den Schweif und krümmte den Rücken so hoch, als wollte er den Eingang sperren.

Zottel knurrte ein bißchen. Moritz fauchte, und ehe meine Großmutter vermitteln konnte, hatte der Kater dem Hund mit einem einzigen Tatzenhieb die Schnauze blutig gehauen.



Meine Großmutter wurde energisch. Sie rief: »Schlimm genug, daß sich viele Menschen verachten und wie Hund und Katze leben. Unter meinem Dach dulde ich keinen Streit. Wer kein Verständnis füreinander hat, kann hier nicht bleiben.«

Ich blieb in Pälitzhof, als meine Eltern wieder abreisten.

Eine feuchte Freundschaft

Ich dachte, Hund und Katze sind sich fremd. Sie fürchten vielleicht, der eine würde dem anderen was wegnehmen wollen, und fallen deshalb übereinander her. Ich mußte mit den Gegnern sprechen.

Im Fernsehen hatte ich neulich erlebt, daß ein Affe seiner Erzieherin gehorchte, obwohl er englisch angesprochen wurde. Das ist eine so schwere Sprache, daß sie nicht einmal meine Oma versteht, und ich habe nur ein einziges Wort drauf: okee. Ich dachte, okee, ich rede deutsch mit beiden, und weil sie sich nicht kennen, stelle ich sie einander vor.

Zuerst nahm ich den Hund in die Arme, streichelte ihn und sprach zur Katze:

»Moritz, das ist Zottel vom Laternenpfahl.

Er wäre ein armer Hund, hätte ihm meine Oma nicht Quartier gegeben. Ich wünsche, daß du ihn als Untermieter duldest.«

Natürlich konnte der Kater nicht »Hallo, Zottel« sagen, aber freundlich maunzen und mit dem Schwanz wedeln können hätte er doch. Statt dessen stellte sich Moritz auf die Hinterbeine und drehte sich tanzend mit erhobenen Vorderpfoten. Er wollte einen dicken Brummer haschen, der vor dem Küchenherd herumschwirrte. Er fing ihn sogar, verbeugte sich schließlich, neigte den Kopf bis auf die Diele und reckte das Hinterteil in die Höhe. Wahrscheinlich sollten wir nun auch noch Beifall klatschen. Mein Hund fletschte verächtlich die Zähne. Ich schob ihn vom Schoß und sagte: »Platz!«

Zottel setzte sich brav auf den Hintern, stellte die Vorderpfoten nebeneinander und hielt den Kopf schräg, um mich anzuhimmeln. Ich glaube, er verehrt mich sehr.

Nun nahm ich die Katze in den Arm, streichelte sie und sprach sehr eindringlich: »Zottel, das ist Moritz, Großmutter's Oberkater. Und ein Künstler ist er auch. Ich mag euch beide und möchte, daß ihr euch verträgt.«

Ich konnte nicht erwarten, daß Zottel »Hallo, Moritz« sagen würde, aber freundlich winseln könnte er doch. Er winselte nicht. Er verzog die Schnauze und ließ den Reißzahn blitzen. Er knurrte.

Ich sprach zu Moritz: »Du darfst ihm das nicht übelnehmen. Du hast Zottel das Maul blutig gehaun, und ich hab ihm nicht mal ein Pflaster auf die Wunde kleben können.

Es hätte nicht gehalten, weil ich nicht weiß, wie man einen Hund rasiert.«

Meine Großmutter Habenicht lachte schallend. »Katja Henkelpott«, sagte sie,

»hör auf, den Tieren Vorträge zu halten. Sie können dich nicht verstehen.«

Dabei hatte ich im Zirkus gesehen, wie ein Pferd gefragt wurde, wieviel zwei und zwei ist, und richtig antwortete. Ich machte es vor, hob ein Bein, tat, als wäre mein Fuß ein Huf, und scharrte damit viermal auf den Fliesen vor dem Herd.

Meine Oma ließ sich nicht überzeugen. »Das ist ein Trick«, sagte sie, »und natürlich ist es ein Spaß. Ernst wird es aber, sobald es um das Fressen geht.«

Ich war traurig. Was konnte ich tun, damit Hund und Katze miteinander auskamen?

»Ganz einfach«, sagte meine Oma. »Sie müssen begreifen, daß wir für beide reichlich Futter haben.« Und dann seufzte sie. Wahrscheinlich dachte sie an das teure Zeug aus der Fernsehwerbung, wo eine geschminkte Dame das Petersiliensträußchen küßt, ehe sie damit die Katzensülze lecker verziert. Zum Glück hatten meine Eltern ein paar Mark dagelassen, damit wir Haferflocken kaufen konnten und ab und zu mal einen billigen Knochen.

Ich habe trotzdem mit den Tieren geredet und beide oft gestreichelt, damit sie fühlen sollten, daß ich beide lieb hatte. Nach ein paar Tagen war es dann soweit, daß sich Moritz zuerst an der Schüssel bediente, bis er freiwillig zurücktrat, damit sich Zottel seine Brocken schnappen konnte.

Einmal bekam ich einen großen Schreck. Da sah ich Moritz vor dem warmen Herd liegen, klatschnaß, als wäre er gerade aus dem Großen Pälitzsee vor dem Tod durch Ertrinken gerettet worden.

»Großmutter, was ist passiert?«

»Zottel übertreibt es«, sagte meine Oma Habenicht. »Er hat den Kater Moritz aus lauter Liebe abgeschleckt.«

Sie waren Freunde geworden.



Die Schlangenkönigin

Es gibt sehr berühmte Männerfreundschaften, Asterix und Obelix zum Beispiel, Dick und Doof, Fred Feuerstein und Barney Geröllheimer. Ein solches Freundespaar wurden Moritz der Künstler und Zottel vom Laternenpfahl. Das halbe Dorf lief zusammen, wenn Pfund und Katze Seite an Seite auf dem Anger spazierengingen. Manchmal begleitete ich die Freunde, dann machten wir Schaulaufen zu dritt.

Am Nachmittag waren die beiden heimlich ausgegangen, und ich ärgerte mich, weil sie mich nicht mitgenommen hatten. Ich saß auf dem Tritt vor der Hintertür in der Sonne und leistete meiner Großmutter Habenicht Gesellschaft. Sie strickte aus Wollresten einen Pullover für mich. Ich hatte die Farben aussuchen dürfen und mir Streifen in Gelb und Braun gewünscht, weil ich gerne mal als Biene Maja herumlaufen wollte.

Da sah ich den Frosch mit einem Riesensatz aus dem Salatbeet springen. Eine Schlange verfolgte ihn. Sie schnellte voran, und schon hatte sie ihn bei den Hinterbeinen gepackt. Er zappelte und schrie, so laut er konnte. Sie hat ihn trotzdem in einem Stück hinuntergewürgt. Ich griff nach einem Holzscheit und wollte auf die Schlange los. Meine Oma hielt mich am Arm zurück.

»Vorsicht, Katja Henkelpott.«

Ich schrie: »Sie ist widerlich!«

»Sie kann ihre Beute nicht anders fangen«, sagte meine Großmutter. »Die Natur hat ihr weder Hände noch Füße mitgegeben. Sie ist gezwungen, auf der Erde herumzukriechen, und du mußt lernen, die Kreatur so zu akzeptieren, wie sie nun einmal geschaffen ist.«

Die Schlange hatte sich inzwischen wie eine riesige Lakritzenspirale zusammengerollt und lag zwei Schritte von uns entfernt auf den Feldsteinen, mit denen unser Hof gepflastert ist, um ihre Mahlzeit zu verdauen.



»Es ist eine ungefährliche Ringelnatter«, sagte meine Großmutter. »Ich hatte noch gar keine Gelegenheit, dich mit ihr bekannt zu machen. Letzten Herbst war mir eines Abends fröstlich. Ich ging mit dem Korb zum Schuppen hinüber und wollte ein paar Scheite holen, um mir ein Feuerchen zu machen. Da fand ich die Schlange im Holz, halb erstarrt, denke dir. Ich habe Stroh vor den Stapel gepackt, damit sich die Natter nicht verkühlen sollte beim

langen Winterschlaf. Seitdem ist sie ans Haus gewöhnt und bringt mir Glück, glaube ich.«

Dann erzählte sie die Geschichte von der Krönleinnatter und schwor darauf, sie hätte sich genauso zugetragen, vor langer Zeit, in Pälitzhof.

Damals lebte die Schlangenkönigin im Mauerspalt eines Bauerngehöftes, das ist das stolzeste im Land gewesen. Der Bauer war reich, und sein Kind war das pausbäckigste von allen Kindern in Pälitzhof. Jeden Sommernachmittag stellte ihm die Mutter einen Napf mit warmer Milch und eingebrockter Semmel auf den Tritt. Sobald das Kind löffelte, kam die Krönleinnatter aus dem Schlupfwinkel gekrochen. Sie nahm sich ihr Teil aus der Schüssel, und das Kind kreischte vor Vergnügen, weil ihm die Natter ihr goldenes Krönlein zuwarf, damit es spielen konnte. Eines Tages kam der Bauer dazu. Er gönnte dem Tier die Milch nicht oder fürchtete, es wolle seinem Kinde Böses tun. Er griff nach einem Holzschwert, holte aus und erschlug die Natter. Von diesem Tag an kränkelte das Kind. Des Nachts rief der Totenvogel, und ehe es Herbst wurde, lag es bleich auf der Bahre. Der Hof verkam, und das Haus verfiel. Niemand weiß mehr, wo es gestanden hat, das Gehöft, in dem die Schlangenkönigin hauste.

Ich wollte wissen, wo das goldene Krönlein geblieben war. Meine Großmutter sagte: »Ich glaube, das Natternvolk hat nach ihm gesucht. Es mußte ja die nächste Königin krönen.«

Die Ringelnatter lag immer noch auf dem Feldstein und sonnte sich. Jetzt war ich froh, daß Moritz und Zottel ausgegangen waren. Womöglich hätten sie die Schlange in ihrer Ruhe gestört. Ich getraute mich einen Schritt näher an sie heran. Da erkannte ich zwei Halbmonde an ihrem Kopf, sie schimmerten wie Gold. Sie hat auch eine Krone, dachte ich, und wenn es mir auch gegen den Strich geht, wie sie sich ernährt, ich will versuchen, ihre Freundin zu sein.

Sabrina im Wohnmobil

Dann kamen die reichen Leute aus Sachsen. Sie hießen Teichmüller. Die Frau war lang und dünn, hatte ein Schafsgesicht mit langen Wimpern und einen Pferdeschwanz, der ihr bis ins Kreuz fiel. Der Mann war kleiner. Er streckte angeberisch seinen Hintern heraus und trug bei jedem Wetter eine Sonnenbrille. Am schönsten war das Kind, ich glaube, fünf Jahre alt, angezogen wie nach dem Versandhauskatalog mit vielen Rüschen und Bändern. Es sah wie eine Puppe aus, die mit den Augenlidern klappern kann. Das Kind hieß Sabrina.

Teichmüllers kamen mit einem Wohnmobil, so groß wie ein Omnibus. Das stellten sie auf unserer Bleiche ab, und ein paar Zelte stellten sie dazu. Bald sah es bei uns aus, als hätte sich ein Zirkus breitgemacht. Herr Teichmüller lief mit einem Holzfällerhemd herum, und seine Frau hatte einen Strohhut auf dem Kopf, weil sie nun auf dem Lande lebten.

Meine Großmutter sagte: »Die Leute sind so vermögend, daß sie gar nicht mehr arbeiten müssen. Ich bin eine alte Habenicht, und sie wollen mir für das Ende vom Grasgarten, das ich ihnen verkaufe, ein schönes Stück Geld geben.«

»Etwa eine Million?« flüsterte ich aufgeregt.

Meine Oma lachte. »Ein paar Tausend sind es schon. Ich will auch mal 'ne richtige Heizung im Hause haben und eine Wasserspülung. Und der Zirkus steht nur vorübergehend, nämlich so lange, bis das Sommerhäuschen gebaut ist. Sie nennen es einen Bungalow.«

Zuerst ging alles gut. Frau Teichmüller kam zu uns auf den Hof und führte das Mädchen an der Hand. Es hatte ein nagelneues Dirndlkleid an. Der Rock stand steif um sie herum. Frau Teichmüller fragte: »Katja, möchtest du gern mit Sabrina spielen?«

Ich hatte dreckige Hände, und Sabrina sah so fein aus, daß ich mich nicht getraute, sie anzufassen. Und was man

nicht anfassen mag, das kann man auch nicht leiden. Ich antwortete nicht.

Sabrina jammerte: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Aber natürlich wird meine Enkeltochter mit dir spielen«, rief meine Großmutter und fragte so scharf: »Nicht wahr, Katja Henkelpott?«, daß ich mich nicht getraute, nein zu sagen.

»Macht euch bitte nicht schmutzig«, sagte Frau Teichmüller, ehe sie verschwand.

»Willst du dich setzen?« Ich deutete auf den Haustritt vor der Hintertür, der mit etwas Dreck bekrümelt war.

Sabrina hatte Angst um ihr neues Kleid.

»Warte, ich bring dir ein Kissen«, sagte meine Großmutter.

Dann nahm Sabrina endlich Platz.

Nun klagte sie wieder: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Ich sagte: »Schau dir den schönen Ausblick an. Hinter der Bleiche beginnt das Feld, und hinter dem Feld steht der Wald, und hinter dem Wald fängt der Himmel an, der spannt sich auf wie ein riesengroßer Schirm.«

Sabrina sagte: »Ich sehe lieber Sesamstraße. Aber im Fernsehen läuft nichts, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll.«

Ich sagte: »Wir könnten ein paar Frösche fangen und die Krönleinnatter aus dem Rhabarber locken. In unserem Garten wohnt nämlich eine Schlange, die eine Krone trägt.«

Sabrina sagte: »Wir haben zwei siamesische Kater, die kastriert sind, damit sie nicht jeder dreckigen Katze nachlaufen. Sie heißen Trolli und Molli und sind bestimmt teurer als eine Natter.«

Ich lachte frech.

Sabrina quietschte: »Du hast ja nicht mal alle Zähne. Aber ich habe schon eine Dauerwelle.«

»Und eine Meise hast du auch«, schrie ich und tippte mir ein paarmal an die Stirn.

Sabrina heulte auf wie eine Sirene bei Feueralarm. Ich mußte sie beruhigen.

»Ist ja gut«, sagte ich. »Ihr habt mehr Geld als wir. Bei euch ist alles teurer als bei uns, aber wir haben etwas, was ihr bestimmt nicht habt.«

Sie hörte sofort auf zu plärren. »Was ist es?«

»Meine Oma meint, es sei ein Wunder der Natur.«

»Zeig es mir.« Nun wußte sie endlich, was sie machen sollte.

Ich führte sie zur Treppe vor dem Stall. Dort hatte sich auf einem Eisenträger, den keine Katze ersteigen konnte, ein Rotschwänzchenpaar sein Nest erbaut. Wir hörten es piepsen, und als wir uns auf die Zehenspitzen stellten, sahen wir die weit aufgerissenen Gierschlünde der jungen Vögel, die nach Futter japsten. Die Eltern schwirrten um die Treppe herum und trugen fünf Schnaken auf einmal in ihren Schnäbeln.

Als wir beide noch staunten, beugte sich meine Großmutter aus dem Küchenfenster und rief: »Katja Henkelpott, trag mir bitte die Kartoffelschalen zum Komposthaufen.«

Ich gehorchte aufs Wort.

Als ich zurückkam, war das Vogelnest verschwunden. Sabrina auch. Ich erblickte gerade noch einen Zipfel des rot karierten Dirndlkleides und rannte hinterher. Sabrina war schon in der Nähe des Wohnmobils, als sie spitzbekam, daß ich sie verfolgte. Sie rief: »Du kriegst sie nicht!« Sie stolperte und kippte die kleinen Vögel aus dem Nest.

Trolli und Molli waren so fett wie Möpfe, aber satt waren sie nicht und verschlangen die junge Brut.

Mir spritzten vor Wut die Tränen aus den Augen. Ich schrie: »Du hast die Vögel totgemacht. Das zahl ich dir heim!«

Frau Teichmüller trat vor die Tür. Sabrina blökte: »Katja will mich hauen.«



Ich wollte mir die Tränen abwischen, und weil ich schmutzige Hände hatte, verschmierte ich mir vor Kummer das Gesicht.

Frau Teichmüller sagte: »Igitt, was bist du für ein garstiges Kind.«

Goldene Eier und der Reinfall

Die armen kleinen Vögel. Daheim in der Küche weinte ich so laut wie damals, als mein Großvater gestorben war. Oma Habenicht holte Schüssel und Seifenlappen, wusch mir die Tränen und den Schmutz aus dem Gesicht und drückte mich an ihre große Brust, bis ich mich beruhigt hatte und wieder sprechen konnte.

»Das zahl ich ihr heim.«

Meine Großmutter sagte: »Sabrina ist verwöhnt. Sie bekommt alles, was sie sich wünscht. Und sie ist ein bißchen dumm. Sie hat nicht übersehen können, was geschieht, wenn sie die kleinen Vögel stiehlt.«

Eine Viertelstunde später klopfte Herr Teichmüller an.

»Bitte herein«, sagte meine Großmutter.

Er nahm die Sonnenbrille ab, stellte das eine Bein nach vorn, verschob die Hüfte und streckte seinen Hintern raus. Im Museum hab ich mal ein nacktes Denkmal gesehen, das sich so angeberisch hingestellt hatte. Er hielt das Vogelnest in der Hand. Es war mit Marzipaneiern gefüllt, alle in Goldpapier eingewickelt.

Herr Teichmüller lächelte. Er sagte: »Sabrina hat eine Dummheit gemacht. Es tut uns leid. Nimm das als Entschädigung.«

Ich sagte: »In dem Nest haben lebendige Vögel gehockt. Jetzt sind sie tot. Ich will keine goldenen Eier dafür.«

Herr Teichmüller stand nicht mehr lässig da, sondern so, als hätte er gerade ein Lineal verschluckt. Er sagte: »Katja ist schlecht erzogen. Die Eltern kümmern sich nicht, und Sie lassen dem Kind zu viel durchgehen, Frau Habenicht. Ihren frechen Tieren übrigens auch. Es geht nicht an, daß sich der Kater Moritz auf unserer neuen Hollywood-Schaukel aalt. Neuerdings gesellt sich dieser schmutzige Zottelhund dazu. Unterbinden Sie das bitte.«

»Aber ich kann die Tiere nicht einsperren.«

»Das werden Sie wohl tun müssen«, rief Herr Teichmüller.
»Oder es gibt Ärger.«

Dann ging er mit seinen goldenen Eiern, und ich hatte bald noch größeren Ärger wegen Sabrina.

Sie hatte kein schlechtes Gewissen wegen der gestohlenen Vögel, sondern stand schon am nächsten Tag an der Gartentür und jammerte mich an: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Ich hob die Nase hoch und sagte: »Ich hab keine Zeit, mit dir zu spielen. Ich muß Moritz und Zottel spazierenführen, sonst liegen sie womöglich auf eurer Hollywoodschaukel herum.«

»Darf ich mitkommen?« fragte Sabrina. »Ich weiß ja sonst nicht, was ich machen soll.«

»Meinetwegen.«

Wir zogen los.

Sabrina trug ein blau kariertes Dirndlkleid mit einer roten Schürze, und ich dachte mir gleich, daß etwas schiefgehen würde, als ich sie so aufgeputzt sah.

Großmutter's Haus ist das letzte und das kleinste in der Straße. Dann ist das Dorf zu Ende, und dahinter kommt schon der Moddergraben. Es führt eine Brücke darüber.

Über eine Brücke zu gehen und in einen Bach zu spucken, ist wirklich kein Kunststück, deshalb lockte ich Sabrina bis zu dem Baumstamm, den der Sturm über den Graben geworfen hatte. Zuerst lief Moritz mit aufgerecktem Schweif von einem Ende zum anderen und maunzte auffordernd. Zottel folgte. Danach tastete ich mich mit ausgebreiteten Armen über den Stamm. Sabrina stand auf der anderen Seite, machte X-Beine, als ob sie pullern müßte, und jammerte.

Ich schrie: »Komm rüber oder hau ab!«



Kann sein, daß sie wirklich etwas dumm ist. Sie hat beim Balancieren die Augen zugemacht wie eine Mondsüchtige und ist in den Moddergraben abgestürzt. Er ist nicht sehr tief, aber Sabrina schrie, als müßte sie ersaufen, schlug mit den Händen wild um sich und hat sich über und über mit Modder bespritzt. Sogar ihre Dauerwelle war eingedreht, und sie roch nicht gut, als ich sie aufs Trockene zog.

Sie klagte wegen ihrer feinen Kleider, die verdorben waren, und mir wurde mulmig. Ich dachte, hätte ich bloß nicht geschrien: »Das zahl ich dir heim!« Teichmüllers

werden denken, ich hätte Sabrina absichtlich über den Abgrund gelockt. Und meine Oma Habenicht wird mich aus den Augenwinkeln ansehen, wie immer, wenn sie mir nicht traut.

»Wir müssen dich säubern, Sabrina.«

Zum Glück war ein heißer Tag und der Pälitzsee rasch zu erreichen. Am Strand zog ich mich splitternackt aus und verlangte von Sabrina das gleiche. Sie zickte herum, sie hätte den Kinderbikini leider nicht dabei. Da habe ich sie mitsamt ihren Sachen in den See gestaucht und sehr gründlich ausgewaschen. So war Sabrina noch nicht baden gegangen.

Sie prustete und quietschte vor Vergnügen, als ich ihr den Modder aus der Dauerwelle spülte. Leider hatten wir keine Handtücher dabei, aber im seichten Wasser lag ein Findling, den die Sonne erwärmt hatte. Ich stellte Sabrina zum Trocknen auf den heißen Stein und wendete sie ab und zu, damit sie die Sonne mal von vorne und mal von hinten bescheinen konnte.

Das Spiel gefiel Sabrina. Sie kreischte ein Lied aus der Hitparade und wedelte dazu mit ihren feuchten Röcken, als wollte sie den Abflug machen.

Zuerst war die Dauerwelle trocken, die Haare sträubten sich wie bei einer Punkerin. Sie sah toll aus. Zottel legte den Kopf zur Seite, weil er sie anhimmeln wollte, und ich klatschte begeistert in die Hände.

Frau Teichmüller hat sich nicht gefreut. Sie sagte zu meiner Oma: »Ihre Enkeltochter hat keinen guten Einfluß auf das Kind. Ich unterbinde den Verkehr.«



Der singende Katzenbaum

Meine Großmutter machte ein grimmiges Gesicht und nahm mich ins Gebet. Ich mußte beichten, warum ich Sabrina zum Trocknen auf den heißen Stein gestellt hatte. Sie sagte »ach ja« und »ach nein«. Und dann war es, als ob sie gegen einen komischen Schnupfen ankämpfen müßte. Zuerst japste sie, und dann prustete sie los. Es war kein Niesen, sondern ein fürchterliches Lachen. Ich mußte ihr auf den Rücken klopfen, weil ich Angst hatte, sie würde an ihrem Gelächter ersticken, und natürlich lachte ich mit, weil mir gefiel, daß mir Großmutter nicht mehr böse war.

Sie wischte sich die Freudentränen aus den Augenwinkeln, und es klang ziemlich falsch, als sie sagte: »Kind, es ist nicht recht, daß wir uns über das Vorkommnis lustig machen. Frau Teichmüller ist arg verstimmt, und ich fürchtete schon, Sabrinas Reinfall hätte etwas mit einem gestohlenen Vogelnest zu tun.«

Ich schüttelte sehr meinen Kopf.

Meine Großmutter Habenicht sagte: »Wir sind auf die paar tausend Mark angewiesen, die mir Teichmüllers für das Ende vom Graspark zahlen wollen. Also müssen wir ihre Launen ertragen. Sobald ich das Geld im Kasten habe, lassen wir uns nicht mehr alles gefallen.«

Damit war ich einverstanden.

Herr Teichmüller hatte mitten im Graspark eine Schnur gespannt, damit wir sehen konnten, wo die Grenze zu seinem Eigentum verläuft, und keinen Übertritt machten. Leider akzeptierte das Freundespaar die Schnur nicht. Moritz war auf dem Grundstück groß geworden und betrachtete den ganzen Graspark immer noch als sein Revier, und Zottel ist vermutlich heimlich über die Oder geschwommen. Wer eine Ostgrenze überquert hat, schert sich nicht um eine Strippe. Deshalb gab es wieder Ärger mit den Leuten aus Sachsen.

Sobald sich Moritz dem Wohnmobil näherte, schleuderte Herr Teichmüller seine Edelholzpantinen nach Großmutter

Oberkater. Zottel apportierte sie auf der Stelle und brachte sie Herrn Teichmüller zurück, damit der aufs neue werfen konnte. Ich weiß nicht, ob sich die Tiere über den Mann mit der Sonnenbrille lustig machten, aber ein Spiel haben sie aus dem Grenzübertritt ganz bestimmt gemacht.

Eines Nachmittags war Herr Teichmüller mit dem Landrover zum Einkaufen nach Neustrelitz gefahren. Wir saßen auf dem Haustritt vor der Hintertür. Großmutter strickte an meinem Biene-Maja-Pullover in Gelb und Braun, ich wollte ihn ziemlich lang haben und auf keinen Fall mit einer Wespentaille. Ich leistete meiner Oma Gesellschaft, und wir freuten uns über die Krönleinnatter, die sich wieder einmal in unserer Nähe sonnte.

Es war friedlich und still, da hörten wir auf einmal ein mörderisches Geschrei und erhoben uns vor Schreck von den Stufen. Jetzt sahen wir, daß Moritz und Zottel die fetten Kater verfolgten. Sie jagten Trolli und Molli bis an das hintere Ende des Grasparkens, wo sich ein mächtiger Akazienbaum erhebt. Die kastrierten Kater hatten meistens nur schlapp auf dem Rücken herumgelegen und alle viere von sich gestreckt, damit sie Herr Teichmüller bequem auf dem Bauch kitzeln konnte. Jetzt mußten sie vor Angst wieder sportlich werden. Sie flüchteten sich auf den Baum und schafften den Aufstieg in den Wipfel, aber herunter kamen sie nicht wieder. Sie hingen wie zwei Faultiere in der Akazie und fiepsten in den höchsten Tönen. Wenn die Nachtigall schlägt, klingt das so schön, daß mir beinahe die Tränen kommen. Jetzt hatten wir einen Baum in Pälitzhof, in dem die Katzen sangen. Es hörte sich schauerlich an.



Am Fuße des Baumes stand Frau Teichmüller. Sie wrang die Hände und flehte: »Trolli, Molli, kommt zu Frauchen!«

Die fetten Kater schafften den Abstieg nicht. Herr Teichmüller mußte die Feuerwehr von Wesenberg rufen. Es war eine Sensation und hat sogar im *Nordkurier* gestanden: »Dramatische Rettungsaktion in Pälitzhof. Verstiegene Kater geborgen.«

Meine Großmutter seufzte, als sie es las. »Wir werden Ärger kriegen, Katja Henkelpott.«

Ein Brett vorm Kopf

Wegen des Überfalls von Moritz und Zottel ließ Herr Teichmüller einen übermannshohen Bretterzaun aufbauen, um sein Grundstück abzugrenzen. Ich habe so etwas schon einmal neben der Stadtautobahn gesehen. Dort errichtet man solche Bauwerke gegen den Krach, den tausend Autos machen. Herr Teichmüller richtete sein Bollwerk gegen eine Oma, ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, gegen einen Kater und einen Hund, die sich manchmal einen Spaß erlaubten.

Herr Teichmüller verstand keinen Spaß. Er ließ Lastwagen heranfahren, die Balken und Bretter geladen hatten, stand wieder einmal da wie das angeberische Denkmal mit dem vorgeschobenen Fuß und wies die Arbeiter nach da und dort.

Meine Großmutter protestierte: »Das war nicht ausgemacht, Herr Teichmüller.«

Er hat ihr nicht mal das Gesicht mit Sonnenbrille zugekehrt, sondern nur den Hintern herausgestreckt und gesagt: »Mit wem reden Sie, gute Frau? Hier ist niemand, der Ihnen zuhört.«

Und dann hat er weiter herumkommandiert: »Die Planken nach da und die Pfähle nach dort.«

Am Abend war unsere kleine Welt vernagelt. Meine Oma saß traurig am Tisch. Sie sagte: »Einmal wollte ich ein Schnäppchen machen, wenigstens soviel Geld haben, daß es für eine Wasserspülung und eine bessere Heizung reicht. Was hab ich davon? Ein Brett vor dem Kopf.«

Sie ballte die Faust. Sie war ärgerlich.

»Du mußt die Leute zurückärgern«, sagte ich.

Ich nahm mir vor, jeden Tag den Mund aufzureißen, meine furchtbaren Zahnlücken vorzuzeigen und Teichmüllers mit meinem Lächeln einzuschüchtern. Wie lange ich das noch konnte, wußte ich nicht genau. Leider wuchsen meine Zähne langsam nach. Bald würde es vorbei sein mit den Zauberkraften.

Der Blick aus unserem Küchenfenster war einmal so schön gewesen, daß er beinahe für die *Mecklenburgisch-Neustrelitzer Landeszeitung* abfotografiert worden wäre. Jetzt kann ich ihn mit wenigen Sätzen beschreiben: Wir haben keinen Durchblick mehr. Hinter dem Hof steht der Bretterzaun, darüber fängt der Himmel an, er ist klein geworden.

»Einen Vorteil hat es«, sagte meine Großmutter. »Wir haben ihren Zirkus nicht mehr vor den Augen.«

Die ersten, die sich einen Überblick verschafften, waren zwei dicke schwarzweiße Elstern. Sie landeten auf der Oberkante des Bretterzaunes, hoben den Schwanz in die Höhe und blickten in die Tiefe. Dabei gaben sie keckrige Laute von sich. Ich glaube, Elstern lachen so. Vielleicht hatten sie Frau Teichmüller im Bikini auf der Hollywoodschaukel herumliegen sehen. Und wahrscheinlich haben sie andere Vögel gerufen. Bald flog der Eichelhäher herbei. Er ist sehr klatschhaft und muß weitergetratscht haben, was bei Teichmüllers zu sehen ist, denn nun kamen die Schwalben herbeigesegelt. Sie saßen im Dutzend auf dem Zaun, und es hörte sich an, als ob sie kicherten.

Bald lernte es Moritz, über den schmalen Grat des hohen Zaunes zu balancieren. Er machte seine Runden hoch oben so selbstverständlich, wie es früher die Wächter getan hatten, wenn sie auf der Stadtmauer Wache schoben, um die Bürger vor Gefahr zu warnen. Aber nun war es ja leider nicht unsere Mauer, auf der er die Runden drehte, sondern die von Herrn Teichmüller.

Ich nehme an, daß Moritz als erster bemerkt hatte, wie gefährlich dieser Mann geworden war. Er trug nicht nur ein Holzfällerhemd und Edelholzpantinen wegen des Landaufenthaltes, sondern schob sich neuerdings eine Pistole in den Hosenbund. Gar nicht lange, da hat er das erste Mal auf Moritz geschossen, aber zum Glück nicht getroffen. Vielleicht ist der Schuß nach hinten losgegangen. Seine Fettkater flüchteten nämlich auf einen Obstbaum,

der längst nicht so mächtig wie die Akazie war. Diesmal mußten sie heruntergeschüttelt werden wie zwei reife Pflaumen.

Da hat es sich meine Oma Habenicht nicht verkneifen können und hinter dem Zaun laut gelacht. Seitdem grüßen Teichmüllers nicht mehr, obwohl meine Oma siebzig ist und jeder weiß, daß man das Alter ehren muß.

Die Prinzessin mit dem Gipsbein

Vorn an der Straßenseite hatten Teichmüllers den alten Jägerzaun stehen lassen. Man konnte ihn überblicken. Manchmal stand Sabrina hinter dem Zaun und machte ein trauriges Gesicht. Wahrscheinlich verstand sie gar nicht, warum ihre Eltern so böse auf meine Oma Habenicht und ihre Haustiere waren, und auf mich natürlich auch. Mit fünf Jahren ist man vielleicht noch zu jung für den Haß.

Sabrina stand am Zaun und jammerte: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Ich sagte: »Deine Mutter meint, ich hätte einen schlechten Einfluß auf dich. Es tut mir leid.«

Ich vermißte Sabrina nicht, denn ich wurde die Tagesmutter von Rena. Das ist ein Mädchen von vier Jahren. Es wohnt in Pälitzhof und ist genauso tierlieb wie ich. Sie war sogar mit einer Spinne befreundet. Die hatte sie mit selbstgefangenen Fliegen zahm gekriegt und Tante zu ihr gesagt, Tante Pinne. Rena kann das S nicht richtig sprechen. Weil sie ein schlaues Kind ist, läßt sie es einfach weg. Sie hat mir viel von ihrer Tante Pinne erzählt. Einmal hatten die beiden sogar den Mond klauen wollen, der hängt in Pälitzhof so niedrig in den Bäumen, daß man meint, er wäre ebenso leicht herunterzuschütteln wie Teichmüllers fette Kater. Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Rena hatte einen Unfall. Ihre Mutter mußte mit dem Fahrrad einem rasenden Autofahrer ausweichen und stürzte vor dem Dorf. Rena hatte auf dem Kindersitz gehockt und wurde aus dem Sattel geworfen. Nun ist ihr rechtes Bein eingegipst. Sie kann es nicht bewegen, sondern hat einen Rollstuhl bekommen und muß herumgefahren werden wie ein Kleinkind. Da Renas Mutter noch ein kleineres Kleinkind zu versorgen hat, durfte Rena tagsüber bei uns sein, damit ich mit ihr spielte. Renas Mutter hatte darum gebeten, und meine Oma hatte gerufen:

»Her mit ihr! Die beiden Mädchen passen zueinander wie der Deckel zum Topf.«

Jedesmal, wenn ich Rena spazierenschob, schlossen sich eine Menge Kinder aus dem Dorf an. Es wurde ein richtiger Umzug daraus. Zuerst ging ich als die Tagesmutter mit der Karre. Hinter mir schritten Moritz und Zottel, dann folgten die vielen Kinder von Sachers mit mehreren Puppenwagen und verschiedene Jungen auf Fahrrädern, die den Geleitschutz machten. Als Schlußlicht tappelte Inken, die Tochter vom Pastor, mit einer Wackelente, die sie hinter sich her zog, und sie selber wackelte auch wegen der dicken Windelpackung, die sie in der Hose hat.

Die Spitze des Zuges bildete Rena mit dem Gipsbein. Ich glaube, sie kam sich vor wie eine Prinzessin in der goldenen Kutsche, und sie lächelte so lieblich vor sich hin, als wollte sie gleich küssen. Und manchmal schrie sie: Spitze! Weil sie das S nicht aussprechen kann, ließ sie es einfach weg und schrie also: »Pitze!« Dabei küßte sie die Fingerspitzen.



Als wir wieder einmal bei Teichmüllers vorbeizogen, stand Sabrina hinter dem Zaun und plärrte: »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Ich fragte höhnisch: »Soll ich dich über den Zaun heben? Kannst du nicht alleine klettern?«

Sie hat sich beim Übersteigen ihren Dirndrock an einer Zaunlatte zerrissen, ohne vor Wut aufzuschreien. Sie schleifte eine karierte Schleppe hinter sich her, als sie herankam.

Ich stellte ihr die Prinzessin mit dem Gipsbein vor.
»Sabrina, das ist Rena.«

»Hallo, Rena!«

»Rena, das ist Sabrina.«

»Hallo.«

Weil sie das S nicht sprechen kann, ließ sie es wieder weg. Sie sagte: »Hallo, Abrina!« und hat ihre Hand so lässig über den Rand des Rollstuhls hängen lassen wie Prinzessin Dei.

Ich glaube, Sabrina hat bei der Begrüßung einen Knicks gemacht, aber dann wollte sie sofort die Tagesmutter spielen und den Rollstuhl übernehmen. Beim Umzug ist das der beste Platz, gleich hinter der Hauptperson. Ich dachte, sie kann nichts dafür, daß ihre Eltern auf mich böse sind, und wollte dem armen Kind eine Freude machen. Ich trat zurück.

Wir zogen zweimal um den Anger. Voran die Prinzessin mit dem Gipsbein, sie wurde von einem Mädchen mit Schleppe geschoben, am Schluß wie immer Inken mit der Wackelente und dem Wackelpo.

An der Dorfstraße hielt gerade ein Omnibus mit Tagesurlaubern aus Hamburg. Die Leute stiegen aus und waren begeistert, als sie uns sahen. Sie riefen: »So was Niedliches gibt es nur noch im Osten.« Sie warfen mit sauren Drops nach uns. Prinzessin Rena freute sich. »Pitze«, rief sie, »Pitze!«

Das leere Hemd

Sabrina hatte alles, was sich ein Kind wünschen kann, eine Wohnmobil-Puppenstube, einen eigenen Fernseher und eine Menge Computerspiele, aber einen Kinderrollstuhl hatte sie natürlich nicht. Deshalb wollte sie beinahe jeden Tag mit der Karre ins Dorf.

Sobald sie mich und Rena auf der Straße erblickte, fragte sie gar nicht, ob sie mitspielen durfte, sondern kletterte einfach über den Zaun. Einmal linste Herr Teichmüller um die Hausecke. Ich dachte, jetzt gibt es Ärger, aber es gab keinen. Kann sein, Sabrina hatte so lang gequengelt: »Ich weiß nicht, was ich machen soll«, daß die Eltern froh waren, sie für eine Weile los zu sein. Oder der Mann hatte beide Augen zugedrückt, man konnte es nur nicht sehen, wegen der dunklen Sonnenbrille.

»Hallo, Rena!«

»Hallo, Abrina!«

Rena zeigte ihr Dinosaurierkind vor, ihr Lieblingsspielzeug. Es war aus grünem Stoff, schon ein bißchen abgegriffen und nicht einmal so groß wie eine Katze. Dino hatte einen furchtbaren Unfall gehabt. Er war vom Tisch gestürzt und von Rena aus Unachtsamkeit überfahren worden, mit dem eigenen Rollstuhl. Dabei hatte er sich den Hals gebrochen und ebenfalls in Gips gemußt.

Sein Kopf war ganz und gar mit weißen Binden umwickelt, und damit er herausgucken konnte, hatte ihm Rena mit dem Buntstift ein paar Augen aufgemalt. Ein Gipsbein ist schon was Schlimmes, aber mit einem Gipskopf ist man noch ärger dran.

»Fahr uns bitte vorsichtig, Abrina.«

Sie wollte ins Dorf. Aber man kann nicht jeden Tag einen Umzug machen. Außerdem war Sabrina nur die Rollstuhlfahrerin, aber ich spielte die Erzieherin und bestimmte.

»Zum See!«

Der Weg zum Wasser hinunter führte durch den Sand. Sabrina keuchte ein bißchen. Sie hatte zu tun, als sie Rena mit ihrem schweren Gipsbein und ihren schwerbeschädigten Dino durch den Unrat schieben mußte, den die Tagesurlauber am Pälitzsee hinterlassen hatten, Plastiktüten, Windelpackungen und Bierdosen mit berühmten Namen. Ich kannte alle aus der Fernsehwerbung.

Moritz und Zottel, die uns begleiteten, schnupperten an den Sachen herum, konnten aber nichts Appetitliches finden. Die Möwen hatten bereits alles durchsucht. Sie trieben sich in unserer Gegend auf jeder Müllkippe herum.

Eine Weile standen wir am Seeufer und staunten, als wir sahen, was auf dem Wasser los war. Viele Tiereltern badeten ihre Kinder. Die Bleßhühnchen planschten am Schilf, ein Schwan glitt über den See. Er hatte die Flügel ein bißchen abgespreizt, damit mehr Platz auf seinem Rücken war und zwei von seinen Jungen wie auf einer Luftmatratze mitfahren konnten. Sogar der Haubentaucher mit der Punkerfrisur trug eins der Kinder auf dem Rückengefieder. Das Küken war am Kopf grau und weiß gestreift wie ein kleines Wildschwein, und seine Geschwister paddelten quietschend hinter der Mutter her, weil sie müde vom Schwimmen waren und auch getragen werden wollten.

Rena wollte ins Wasser. Ich spielte die Erzieherin und mußte es verbieten.

»Du hast ein Gipsbein, und du kannst nicht schwimmen.«

»Du nimmst mich auf den Rücken«, rief Rena. »Abrina darf Dino tragen, und dann paddeln wir dem Schwan hinterher.«

Sabrina rief: »Super!« und wollte auf der Stelle mit dem Stofftier baden gehen.

Ich mußte sie ermahnen. »Nicht im Dirndlkleid. Sonst gibt es Ärger.«

Sie riß sich die Sachen vom Leibe, warf sie auf den Sand, und dann machte sie doch wieder X-Beine und steckte einen Finger in den Mund.

Rena mußte aus dem Wagen gehievt werden. »Hilf mir!« schrie ich. Da hat Sabrina zugefaßt und vergessen, daß sie sich gerade schämen wollte. Bald waren wir alle drei splitternackt. Sabrina suchte nach der saubersten Plastiktüte. Die haben wir über das Gipsbein gestreift und oben wie einen Sack zugebunden.

Bald stand Rena im See, und wir konnten sie mit Wasser vollspritzen. Sie hielt sich die Augen zu und kreischte vor Lustigkeit noch lauter als wir.

Zottel wollte unbedingt mitspielen. Er kam vom Ufer geschwommen, und weil er nicht lachen oder kreischen konnte, hat er beim Hundepaddeln gebellt.

Moritz verschmähete das Wasser. Er schritt mit aufgerichtetem Schweif im Sand auf und ab und tat, als müßte er unsere Sachen bewachen.

Da kam ein Mann herangetappt. Er trug eine grüne Kniebundhose und Schnürstiefel. Sein Gesicht war ganz und gar von Bart überwuchert, nur die Nasenspitze bekam etwas Luft, und unter den Fransen der Augenbrauen hatte er ein bißchen Durchblick. Er sah so aus wie der Räuberhauptmann aus dem Märchenbuch, es war aber Herr Lemke vom freiwilligen Naturschutz, ein alter Lehrer aus dem Dorf.

»Na, ihr Wasserratten.« Herr Lemke lachte. Nun konnten wir sehen, daß er auch einen Mund zwischen dem Bartgestrüpp hatte, damit er sich ernähren konnte.

Sabrina und ich faßten Rena unter die Achsel und führten sie mit ihrem gut gekühlten Gipsbein an Land. Diesmal hatte ich ein Handtuch mitgenommen. Es mußte ein paarmal ausgewrungen werden, damit es für drei Mädchen reichte.

Als wir uns nach den Sachen bückten, entdeckte Sabrina gar nicht weit von unseren Nickis einen schimmernden Schlauch. Herr Lemke sagte: »Das ist eine Kostbarkeit, nämlich ein Natternhemd. Eine Schlange wächst, ab und an muß sie sich häuten, so wie ein Mensch einen neuen Anzug besorgen muß, wenn ihm der alte zu eng geworden ist.

Sobald es Zeit ist, platzt der Schlange der Kragen. Sie kriecht einfach aus der alten Haut heraus. Zurück bleibt das Natternhemd.«

Sabrina wollte es an sich nehmen, damit Teichmüllers noch mehr hatten, mit dem sie großtun konnten.

Herr Lemke sagte: »Wenn du erlaubst, stell ich dieses Natternhemd im Heimatmuseum aus und lasse ein Schild anfertigen: befunden und gestiftet von...< Wie heißt du, mein Kind?«

»Sabrina Teichmüller.«

Herr Lemke notierte sich den Namen, und nun konnte man sehen, daß Sabrina von ihrem Vater abstammte. Sie stellte ein Bein vor, verbog die Hüfte, streckte den Hintern raus und lächelte angeberisch.

Ich ärgerte mich, daß sie mit ihrem Namen in das Heimatmuseum von Mecklenburg kommen sollte, obwohl sie doch aus Sachsen stammt, und sagte abfällig: »Wir haben die Krönleinnatter auf dem Hof. Was ihr habt, ist ja bloß ein leeres Hemd.«



Gefährliche Habgier

Sabrina war neidisch, weil auf unserem Hof eine Glücksnatter wohnte und sie hatte keine.

»Neid verdirbt den Charakter«, sagte meine Großmutter, und weil wir uns nicht verderben lassen wollten, legten wir keinen Wert auf Teichmüllers Millionen. Aber Sabrina wäre durch ihre Habgier beinahe umgebracht worden. Dann hätte ihr Name nicht nur im Heimatmuseum von Mecklenburg gestanden, wegen des Natternhemdes, das sie gefunden hatte, sondern im *Nordkurier*, wo die verstorbenen Leute angezeigt werden, mit einem schwarzen Rand darum herum und meistens mit einem Spruch.

Meine Oma hat einen vorgelesen: »Geliebt und unvergessen.«

Ich werde Sabrina nicht vergessen und habe sie nicht geliebt.

Eines Tages hatte ich mich mit Herrn Lemke verabredet, weil er mir den kleinsten Zirkus der Welt zeigen wollte und andere Merkwürdigkeiten der Natur. Da uns Zottel und Moritz wegen ihres Jagdtriebes dabei stören konnten, mußten sie zu Hause bleiben und meiner Großmutter auf dem Austritt Gesellschaft leisten. Sie strickte immer noch an dem Biene-Maja-Pullover, gelb-braun gestreift und ohne Wespentaille. Er war schon so lang und sah auch so aus wie ein Kettenhemd. Ich war gespannt, ob Sabrina auch ein Kettenhemd tragen wollte.

Sie hatte spitzgekriegt, daß ich mit Herrn Lemke ausgehen wollte. Natürlich war sie neidisch und wollte unbedingt mit. Hätte ich ihr doch einen Vogel gezeigt. Ich sagte aber: »Du mußt deine Mutter um Erlaubnis fragen« und hoffte, Frau Teichmüller würde bestimmen: Keinen Schritt in Begleitung des garstigen Balges.

Sie wollte aber ihren Quälgeist loswerden und sprach leider: »Meinetwegen, und bitte nicht schmutzig machen.«

Wir waren schon in der Nähe des Sees, als Herr Lemke stehenblieb und den einen Zeigefinger dorthin legte, wo zwischen dem Bartgestrüpp seine Mundöffnung ist. Mit dem anderen deutete er gegen das Brombeergesträuch.

Ich hätte am liebsten vor Begeisterung aufgeschrien, mußte aber die Luft anhalten, als ich eine Spitzmaus erblickte, die fünf Kinder spazierenführte. Die Mutter war nicht größer als ein schmaler Radiergummi. Das erste Junge hielt den Schwanz der Alten in der Schnauze, das zweite Junge den vom ersten und so weiter bis zum letzten, das sein Schwänzchen baumeln lassen durfte. Die kleinen Tiere machten ihren Umzug so ähnlich, wie ich es bei den Elefanten gesehen hatte, als sie die Zirkusarena umrundeten. Wahrscheinlich stehen diese possierlichen Winzlinge deshalb unter Denkmalschutz.

Herr Lemke erklärte uns, daß die Spitzmaus in Wahrheit kein Nager ist, sondern ein Raubtiergebiß besitzt wie der Tiger, ein bißchen kleiner natürlich. Und er zeigte uns am See eine wunderschöne Wasserratte, die nun wieder keine Ratte ist, sondern in Wahrheit eine Maus, die zehntausend Luftbläschen in ihrem Fell verstecken kann und wie ein Silberpfeil aussieht, wenn sie unter Wasser dahinzischt. Das tollste war aber der Wasserläufer-Käfer. Die Natur hat ihm unbenetzbare Beine gemacht, damit er nicht durch die gespannte Wasserhaut einbrechen kann. Ich stellte mir vor, ich hätte auch unbenetzbare Füße. Die bräuchte ich niemals zu waschen und könnte bei schönem Wetter über den Pälitzsee gehen, um den vorüberfahrenden Bootsleuten selbstgemixten Himbeersaft anzubieten. Meine Oma brauchte die Bleiche nicht an Teichmüllers zu verkaufen, sondern ich würde so lange Geld verdienen, bis es für die Wasserspülung reichte.

Herr Lemke hatte sich ein paar Schritte entfernt und Handschuhe angezogen, weil er die weggeworfenen Bierdosen und Windelpackungen der Wasserwanderer in einen Öko-Sack sammeln wollte.

Da sagte Sabrina: »Die Krönleinnatter.«

Die Schlange lag auf einem Stein und sonnte sich. Ich erkannte gleich das Zickzackband und daß sie kürzer war und gedrungener als unsere Ringelnatter und rief: »Eine Kreuzotter! Vorsicht!«

»Du kriegst sie nicht«, schrie Sabrina, »du hast ja schon. Ich will auch eine haben!« und hatte, ehe ich sie zurückreißen konnte, zugefaßt.

Die Kreuzotter wehrte sich und biß Sabrina zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Ich habe die beiden roten Bohrlöcher gesehen, die von den Giftzähnen stammten.

Herr Lemke stürzte herbei. Er versuchte, das Gift aus der Wunde zu saugen, und mußte mehrmals ins Gras spucken. Dann hat er den Unterarm mit einer Schnur abgebunden, damit das Gift nicht wandern sollte.



Jetzt hatte Sabrina, was kein einziges Kind in Pälitzhof vorweisen konnte, einen Schlangenbiß.

Als wir daheim am Zaun standen, war Sabrinas Hand bläulich und zu einem Klumpen angeschwollen.

Frau Teichmüller ist in Ohnmacht gefallen. Herr Teichmüller war mit dem Landrover zum Einkaufen gefahren. Herr Lemke ging zu Fuß. Da hat meine dicke Oma aufs Fahrrad gemußt, um ins Dorf zu strampeln wegen der schnellen Hilfe für Sabrina. Das hat sie aus

Freundlichkeit getan, obwohl sie siebzig Jahre alt ist und Teichmüllers nicht mehr grüßen.

Die Rettung eines gebissenen Kindes

Frau Teichmüller war zuerst in Ohnmacht gefallen und hatte sich später so aufgeregt, daß sie mit einer Spritze beruhigt werden mußte. Deshalb durften Herr Lemke und ich Sabrina auf der Fahrt ins Krankenhaus begleiten. Das war auch wichtig wegen der Zeugenaussage. Es ist nämlich Notwehr gewesen. Ich war ja dabei, als Sabrina zupackte, weil sie unbedingt eine Kreuzotter als Krönleinnatter auf ihrem Grundstück ansiedeln wollte. Und Herr Lemke hatte als erste Hilfe das Gift aus der zerbissenen Hand gelutscht und immer wieder ausgespuckt. Ich nahm mir vor, am Nachmittag nachzusehen, ob an dieser Stelle das Gras am Pälitzsee verdorrt war.

Der Arzt hielt den Tropf, den er in den bläulichen Arm von Sabrina sickern ließ, und ich hielt ihre gesunde Hand, weil ich ihr beistehen wollte, obwohl ich sie nicht besonders leiden kann. Ich dachte, es wäre gut für den Kreislauf, und sang ihr alle komischen Lieder vor, die ich kannte: »Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad« und »Ein Vogel wollte Hochzeit machen in dem grünen Walde«. Sogar der Notarzt mußte lachen.

Dann versuchte ich, wie der Taumelkäfer zu arbeiten, von dem mir Herr Lemke erzählt hatte. Dieses Tier kann mit dem halben Auge über das Wasser und mit der anderen Hälfte unter Wasser gucken. Ich blickte mit einem Auge auf Sabrina und mit dem anderen beobachtete ich durch das Fenster den Straßenverkehr.

Ich hatte noch nie eine so spannende Autofahrt erlebt. Unser Blaulicht blitzte und unsere Sirene heulte so schauerlich, daß die Autos auf der Chaussee vor Angst an den Straßenrand flüchteten und stehenblieben, bis die wilde Jagd vorübergerast war.

Bald standen wir vor dem Krankenhaus in Neustrelitz. Was dann passierte, hatte ich schon fünfzigmal im Fernsehen erlebt. Jetzt war ich selber dabei.

Die Tür wird aufgerissen. Da stehen die Pfleger, die Krankenschwestern und Ärzte, schnappen sich die Trage, reißen sie aus dem Auto, werfen sie auf die Karre. Das Tor vom Krankenhaus fliegt auf, automatisch wahrscheinlich, und die Leute rennen mit flatternden Kitteln den Gang entlang, der Arzt mit dem Tropf kommt kaum mit. Was passiert, wenn der Schlauch abreißt? Jetzt renne ich selber über den Gang, Herr Lemke ist mir auf den Fersen. Da knallt die Fahrstuhltür vor unserer Nase zu.

Herr Lemke tröstete mich, Sabrina sei in der Obhut guter Ärzte. Tatsächlich ist sie später gerettet worden.

Als wir noch in den Besuchersesseln saßen und auf gute Nachricht warteten, kam Herr Teichmüller hereingestürmt. Wegen der Edelholz pantinen hatte er einen ziemlich lauten Auftritt. Er rief nach dem Chefarzt und ließ seinen Zorn an uns aus, weil dieser Mann nicht auf der Stelle kommen wollte. Er bedankte sich nicht wegen der Ersten Hilfe und daß wir sein gebissenes Kind ins Krankenhaus begleitet hatten, sondern beschimpfte Herrn Lemke und den Naturschutz. Die Grünen wären dafür verantwortlich, daß sich die Giftschlangen entwickeln könnten und anderes unwertes Gezücht, das ausgerottet werden müßte.

Herr Lemke sagte, Herr Teichmüller sollte die dunkle Brille abnehmen, er sähe die Welt im falschen Licht. Und dann hat er ihm einen großen Deutschen vorgehalten, der Friedrich Schiller heißt. Dieser Dichter verstand was von Tieren und hat gesagt: »Die Schlange beißt nicht ungereizt.«

Herr Teichmüller hat höhnisch über Schiller gelacht und gerufen, er würde Gleichgesinnte finden, für Ordnung im Revier sorgen und jeder verdammten Otter den Kopf zertreten.

»Komm«, sagte Herr Lemke, »ich spendier eine Taxe.« Und als wir in Pälitzhof angekommen waren, hat er meine Oma Habenicht gebeten, die Gummistiefel für mich herauszusuchen und Moritz und Zottel Urlaub zu geben.

»Warum, Herr Lemke?«

»Wir müssen die Kreuzotter aufspüren und ins Rote Moor umsiedeln, wo sie in Sicherheit ist. Herrn Teichmüller ist das Schlimmste zuzutrauen.«

Lange mußten wir nicht suchen. Das schöne Tier sonnte sich nicht weit von der Stelle, wo Sabrina das Natternhemd gefunden hatte. Moritz machte einen Buckel, Zottel knurrte leise, und ich hielt die Fingerspitzen vor den Mund, als Herr Lemke den Handschuh überstreifte, um die Schlange behutsam zu greifen.

Er hat sie in einen Beutel gesackt und im Roten Moor an einer heimlichen Stelle freigelassen. Wir haben dann gewartet, bis sie zwischen dem Heidekraut verschwand.



Umzug und Auszug

Soviel Freibier Herr Teichmüller auch versprach, in Pälitzhof fand sich kein Mensch, der bereit war, mit ihm die Kreuzotter auszurotten. Die Leute wußten ja, daß sich dieses seltene Tier von Mäusen ernährt und nicht von unvorsichtigen Kindern. Da hat er in seinem Haß die Krönleinnatter erschlagen und vor unseren Haustritt geworfen.

Moritz und Zottel hatten Totenwache gehalten. Jetzt bettelten sie mich um Futter an. Ich holte den Napf. »Das Leben geht weiter«, sprach meine Großmutter und strich mir tröstend übers Haar, als sie sah, daß meine Tränen in die Haferflocken tropften.

Später sagte sie: »Das Tier muß ordentlich begraben werden. Kann ja sein, sie war wirklich eine Schlangenkönigin.«

Ich holte ein paar Kinder aus dem Dorf, damit sie mir bei den Vorbereitungen helfen konnten. Die Ringelnatter ist die größte Schlange der Bundesrepublik Deutschland, und das schwierigste war, einen schmalen Sarg von ein Meter fünfzig Länge zu beschaffen. Der Besitzer von Eberhards Kaufladen mußte lange suchen, bis er einen passenden Karton gefunden hatte. Er schenkte uns auch das Seidenpapier, damit wir die Leiche weich betten konnten.

Rena war längst aus dem Gips. Zum Glück hatte ihre Mutter den Kinderrollstuhl noch nicht abgegeben. Wir schmückten ihn mit Feldblumensträußen und Kränzen aus Klatschmohn, Schafgarbe und wilden Margeriten und machten den schönsten Leichenwagen daraus, der sich denken läßt. Der Sarg wurde mit einer schwarzen Schleife verziert. Wegen seiner Länge mußten wir ihn quer über die Armlehnen des Rollstuhls legen. Dann zogen wir los.

Rena schob die Karre mit der toten Schlange, dann folgte ich als die nächste Angehörige im Biene-Maja-Pullover, der zur Trauerfeier gerade noch fertig geworden war. Hinter mir schritten Moritz und Zottel, dann kamen die vielen

Kinder von Sachers mit verschiedenen Puppenwagen, die Jungen auf bunt aufgeputzten Fahrrädern und als Schlußlicht wieder Inken, die Pastorentochter, mit Wackelente und Wackelpo.

Der Trauerzug führte über den Anger, dann durch das Dorf und so lange an Teichmüllers Zaun hin und her, bis die Leute mitkriegten, daß es auch eine Demo war.

Vor dem Kastanienbaum gegenüber Teichmüllers Staketenzaun haben die Jungen das Grab gegraben. Es war ein schweres Stück Arbeit wegen der Wurzeln und wegen der Länge von ein Meter fünfzig. Wir haben die arme Schlange vorsichtig hineingesenkt, und Herr Lemke, der gerade vorbeikam, hat die letzten Worte gesprochen, nämlich daß der Mensch mit jedem Lebewesen einverstanden sein muß, so wie es von der Schöpfung geschaffen wurde, ob uns das paßt oder nicht. Eine Schlange hat eben keine langen Löffel wie Meister Lampe und keine Hinterbeine, auf die sie sich stellen kann, um Männchen zu machen. Die Schlange wirkt auf Menschen nicht so niedlich wie der Osterhase, trotzdem darf sie nicht totgeschlagen werden.

Zuletzt haben wir einen kleinen Findling über die Schlangengrube gerollt und alle Feldblumen niedergelegt, die wir mitgebracht hatten.

Als wir mit dem Trauern fertig waren, hat meine Großmutter Habenicht die vielen Kinder auf den Hof geholt und einen Kartoffelkuchen verteilt, der noch warm war und den sie selber gebacken hatte, mit ziemlich viel Zimt und Zucker obendrauf.

Als es dämmerte, saßen Großmutter und ich noch eine Weile auf dem Austritt und redeten von unserer Haus- und Hofschlange, die ein wunderbares Tier gewesen war.

Da packte mich meine Oma beim Arm. »Hörst du es?«

»Komm mit! Komm mit!«

Der Totenvogel rief drüben im Baum, unter dem Teichmüllers Wohnmobil abgestellt war, und mit einem Mal

taumelten auch die Fledermäuse wie betrunken um den Campingwagen.

Ich flüsterte: »Wie gut, daß Sabrina in Neustrelitz bei guten Ärzten ist. Ihr kann nichts passieren.«

Bei Teichmüllers ging das Licht aus, aber das Käuzchen jammerte weiter, und die Fledermäuse taumelten.

Wir gingen ins Haus und drehten den Schlüssel zweimal herum.

Am nächsten Morgen bemerkten wir, daß auf dem Grundstück, das Großmutter an Teichmüllers verkaufen wollte, die Zelte abgebrochen wurden.

»Ich werde kein Geld kriegen«, sprach meine Oma. »Ich bleibe eine Habenicht, und ich sage dir, das ist mir recht. Eine Zeitlang komme ich noch ohne moderne Heizung aus. Wenn wir den Grenzzaun von Teichmüllers niederreißen, gewinnen wir Brennholz für Jahre.«



Die ersten Abenteuer von Katja Henkelpott



Helmut Sakowski
Katja Henkelpott

96 Seiten mit Illustrationen von Erhard Diel
ab 6 Jahren
ISBN 3 522 16817 8



THIENEMANN

Wenn man alt wird
Alleinstehendes Mittagsskind
Zettel vom Laternenpfahl
Frau Rahmhasen Stöckelschuhe
Kampf der Giganten auf der Autobahn
Eine Überraschung
Eine feuchte Freundschaft
Die Schlangenkönigin
Sabrina im Wohnmobil
Goldene Eier und der Reifall
Der singende Katzenbaum
Ein Brett vorm Kopf
Die Prinzessin mit dem Gipsbein
Das leere Hemd
Gefährliche Habgier
Die Rettung eines gebissenen Kindes
Umzug und Auszug